Homiletische Vorträge

für

Sonn- und Festtage.

Von

Johann Emanuel Veith,
Weltpriester.

Zweites Bändchen.
Von Epiphania bis Quadragesima.

Wien, 1831.
Druck und Verlag von J. P. Sollinger.

I.

Am ersten Sonntage nach Epiphania.

„Und er ging mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen unterthänig.“ (Luc. 2, 51.)

Eingang.

Unter den evangelischen Abschnitten, welche die heilige Kirche auf die Sonntage des Jahres ausgetheilt hat, gibt es nicht wenige, die um so reiflicheres Nachdenken und Verständniß fordern, je größer der Reichthum ihres Inhaltes ist, und je seltsamere Widersprüche, dunkle und zweifelhafte Stellen, bei der ersten und oberflächlichen Ansicht, sich darin zu finden scheinen. Ein solches Evangelium ist denn auch das heutige. Ueberaus reich ist es an Inhalt, denn es erzählt uns Dinge, von welchen die übrigen Evangelisten nichts beschrieben haben, Ereignisse nämlich aus dem jugendlichen Alter Christi, ja die Geschichte seiner ganzen Jugend, und seines verborgenen Lebens. Es ist aber auch reich an räthselhaften Stellen, und gibt zu Fragen Anlaß, die, wie es scheint, nicht leicht zu lösen sind. Maria und Joseph verlieren Jesum in seinem Knabenalter aus den Augen: wie ist dieß zu recht-

fertigen? Jesus entfernt sich von seinen Aeltern, und bleibt allein zurück: wie einigt sich dieses mit dem kindlichen Gehorsam? Maria klaget ihm, da sie ihn wiedergefunden, mit zärtlichen Vorwürfen ihre erduldete Betrübniß: wie antwortet ihr Jesus mit Worten, die fast nur Härte verrathen? Er redet zu ihr und zu Joseph über die Ursache seines Zurückbleibens: sie aber verstehen die Worte nicht, die er ihnen sagt; er nimmt zu an Weisheit und Gnade: und dennoch ist er, in seiner göttlichen Wesenheit, in sich vollendet, und keiner Zunahme fähig. Je befremdlicher demnach diese Widersprüche sich gestalten, desto nützlicher wird es seyn, die ganze Erzählung, die das Evangelium mittheilt, mit Aufmerksamkeit zu durchgehen, indem wir unser Geistesauge zuerst auf Jesus, Maria und Joseph in Jerusalem, sodann auf Jesus, Maria und Joseph in Nazareth wenden wollen.

Wie der Sänger, der ein Notenblatt in die Hand nimmt, vor allem den Schlüssel kennen muß, nach welchem das Tonstück gesetzt ist, weil es ihm sonst nicht gelingen würde, die melodische Tonreihe, welche die Noten vorzeichnen, anzustimmen, so muß auch der Christ, welcher die Evangelien lesen will, in ihrem innern Geiste, in der Glaubenswahrheit, den Schlüssel besitzen, ohne welchen die Reden, Werke und Leiden Christi dem Verständnisse verschlossen bleiben. Dieser Schlüssel nun ist die

Kenntniß von der persönlichen Einigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo, und die daraus hervorgehende Ansicht, daß alle seine Handlungen von dreifacher Art seyn können: göttliche, menschliche und gottmenschliche. Seine göttlichen Werke sind diejenigen, die rein seiner Gottheit zukommen, als da sind die Erschaffung, Erhaltung und Lenkung aller Dinge, und daß der heilige Geist von ihm wie vom Vater ausgeht. Seine menschlichen Handlungen sind jene, die er, in seiner menschlichen Natur, mit andren Menschen gemein hat, sie seien nun körperlich oder geistig. Seine gottmenschlichen Werke endlich gehen aus der wunderbaren Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur hervor, in welchen Christus ganz und untrennbar bestehet; es sind dieß die Lehren seiner Weisheit, die Erweisungen seiner Wundermacht, die Wirkungen seiner Gnade. Auf solche Weise nun erscheint Jesus in der evangelischen Geschichte bald in der Majestät seiner Gottheit, bald in der unendlichen Würde eines Erlösers und Mittlers, bald wieder nur als Mensch unter Menschen, wachsend, zunehmend, dem Leiden und dem Tode ausgesetzt.

Und als er, auf menschliche Weise, das zwölfte Jahr seines Alters erreicht hatte, ging er mit seinen Aeltern, nach dem Gebrauche des Festtages, hinauf nach Jerusalem. Als Mensch und Knabe ging er hinauf, weil das zwölfte Jahr als das Alter betrachtet wurde, wo schon die Verpflichtung

des Gesetzes eintrat; als Gottmensch ging er hinauf zum Osterfeste, weil er das wahrhafte Osterlamm war, dessen erlösendem Tode das Osterfest und seine Opfer bloß zum Vorbilde dienten. »Nachdem aber die sieben Festtage vorüber waren, blieb er in Jerusalem zurück, und seine Aeltern merkten es nicht.« Er blieb zurück, und Maria, die treue Magd des Herrn, und Joseph, der Haushälter Gottes auf Erden, hatten keine Kenntniß davon: — eine sehr willkommene Gelegenheit für diejenigen, welche der Gottesgebärerinn nicht hold sind, und ihre erhabenste Reinigkeit und Heiligkeit gern in Schatten setzen, um, wie sie meinen, darzuthun, daß Maria wie andre Menschen gefehlt, aus einer Art von Sorglosigkeit ihre Mutterpflicht vernachläßigt, und folglich eben auch sich strafbar verschuldet habe. Allein die Sauertöpfischen vergessen, daß im Evangelium selbst ihre Entschuldigung beigesetzt wird: »sie meinten, er wäre unter den Verwandten und Bekannten.« Denn allerdings verhält es sich mit einem zwölfjährigen Knaben anders, als mit einem Kinde. Eine Mutter, die dürftig an Gütern ist, aber reich an Liebe, wird ihr unmündiges Kind nicht leicht aus den Augen lassen, wie viel weniger jene allerdürftigste, und allerliebreichste Mutter, die eine Magd des Herrn sich nannte? Einen zwölfjährigen Knaben hingegen wird jede vernünftige Mutter, deren Liebe keine Affenliebe ist, Stundenlang in Gesellschaft anderer, wohlgesitteter Menschen lassen; und um so

weniger darf man der Mutter Jesu, als der allerweisesten Jungfrau, zusinnen, als hätte sie ihren Sohn, »in welchem alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft Gottes verborgen waren,« mit ängstlicher Sorgfalt stets an der Hand führen müssen. Wir wissen aber aus alten Ueberlieferungen, daß es den Bewohnern von Nazareth und der Umgegend gebräuchlich war, jedem Betrübten den Rath zu geben: »gehe hin zum Sohne des Joseph, damit du getröstet werdest;« so viel vermochte der bloße Blick auf sein mildes Angesicht, auch wenn er schwieg, über die Herzen. Wie glücklich mußten nun die Anverwandten und Bekannten der heiligen Familie sich schätzen, so oft es ihnen gegönnt war, den wunderbaren Knaben, der so himmlische Heiterkeit um sich verbreitete, in ihrer Mitte zu sehen! Unter ihnen also befand er sich eben, als die Zeit zur Rückkehr kam, und da er von ihnen schied, konnten sie nichts anderes vermuthen, als daß er zu seinen Aeltern sich begab; »er aber blieb in Jerusalem zurück,« und folglich war Er allein die Ursache, daß seine Aeltern ihn aus den Augen verloren.

Wie entschuldigen wir aber seinerseits dieß sein einsames Zurückbleiben, da er doch die Angst und die Leiden wußte, in welche seine Mutter dadurch gerathen würde? Die Frage scheint billig zu seyn, allein es erhebt sich eine zweite daraus, diese nämlich: wer uns das Recht gegeben habe, so vorlaut zu fragen? Derjenige, der uns entschuldigt, des-

sen Menschwerdung und Tod allein uns von der Schuld befreiet, bedarf wahrlich der Entschuldigung von unsrer Seite nicht: er blieb zurück, weil er zurückbleiben wollte. Denn, damit wir jenes Schlüssels nicht vergessen, dessen wir gleich Anfangs gedacht — hätte es zwar dem Menschen Jesus geziemet, mit seinen Aeltern nach Nazareth, als seinem irdischen Vaterhause zurück zu kehren, so hatte doch Jesus der Gottmensch ein ohne Vergleich eigenthümlicheres Vaterhaus, das Haus seines ewigen und einzigen Vaters, welches damals der Tempel von Jerusalem war. Hier, zum ersten Mal von seiner Mutter getrennt und einsam, wie achtzehn Jahre später in der Wüste, bereitete der Sohn Gottes die Werke seines Mittleramtes vor, und die Gründung des neuen Jerusalems; hier betete er als ewiger Hohepriester für seine Brüder, und gab sich im Geiste für Alle zum Sühnopfer dar; sein nächtliches Lager war der harte Marmorboden irgend einer Halle des Tempels, seine Nahrung höchstens ein Stücklein Brotes, von irgend einem Diener des Tempels ihm gereicht, bis einige der frömmeren und bejahrten Priester und Lehrer mit Verwunderung ihn beobachteten, ihn in ihre Mitte nahmen, und aus seinen bescheidenen Fragen und Reden eine Weisheit hervor leuchtete, die sie in Erstaunen setzte, und den ersten Schimmer der Wahrheit und Gnade in ihren Herzen aufdämmern machte.

Inzwischen waren seine Aeltern eine Tagreise weit gekommen, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Vielleicht, wie viele Schrifterklärer annehmen, wandelten Joseph und Maria in von einander gesonderten Zügen, jener mit den Männern, diese mit den Frauen, beide aber in Ansehung Jesu vollkommen beruhigt, indem Maria überzeugt war, daß der Knabe bei Joseph sich befände, und so hinwiederum. Als sie jedoch am Abend an dem Orte, wo sämmtliche Pilger übernachten wollten, sich zusammen fanden, und er weder bei Maria noch bei Joseph sich vorfand, als sie auch vergeblich bei den Verwandten nach ihm gefragt und gesucht, welch eine Schreckensangst, die nun, einem Blitze gleich, ihre Seelen traf, und von welcher sie sich nur erholten, um unverzüglich den Weg nach Jerusalem zurück zu wandern, und überall nach ihm zu forschen! War dieß wohl eine Angst von gewöhnlicher Art, wie etwan eine irdische Mutter um ihren verlorenen Knaben sich ängstigt, ob ihm nicht ein Leid widerfahren, oder ob er in böse Gesellschaft und in Gelegenheiten der Verführung gerathen sei? Ferne von uns sei eine so frostige Ansicht. Maria dachte ja keineswegs, wie die Irrlehrer und Vernünftler unsrer Zeiten; sie wußte ja, wer ihr Sohn eigentlich war, sie kannte ihn, als Menschgewordenen Gott, sie verehrte die göttliche Weisheit, die in ihm wesentlich wohnte; sie vergaß nicht, daß sein

Leben in seiner eigenen Hand lag, daß keine Gefahr ihm drohen konnte, die er nicht vorzusehen oder abzuwenden vermochte, und daß alle seine Schritte und Handlungen reiflich bedacht und gut seyn mußten; nichts destoweniger war und blieb er dennoch die Frucht ihres Leibes, ihr süßes und einziges Kind, zugleich ihr einziges und höchstes Gut, ihr Trost und ihre Seligkeit; wie sollte dann nicht der Verlust desjenigen, den sie mehr als sich selber liebte, über alle unsre Begriffe ihr schmerzlich seyn? Sie mochte, wie Origenes annimmt, vermuthen und fürchten, Jesus würdige sie nicht, länger bei ihr zu bleiben; auch konnte sie, rein als Mutter, mit Recht über alles Ungemach sich betrüben, welches er in seiner Dürftigkeit, und ihrer zärtlichen Sorgfalt entfremdet, zu bestehen haben mußte. Noch vielleicht ahndete sie nicht, welche andre drei Schmerzenstage für eine spätere Zeit ihr aufbehalten waren: der Tag, da sie am Kreuze ihn sterben sah, der folgende Tag, als das Grab ihren Augen ihn barg, bis zum dritten Tage, da sie ihn wiedersehen sollte als glorreichen Sieger. So verschwand ihr auch diesesmal der erste Tag ohne Jesu, als sie, spät Abends erst, des schmerzlichen Verlustes inne geworden; so verging, zögernder und peinlicher, der zweite Tag, da sie auf dem Wege nach Jerusalem und dort selbst ihn fruchtlos suchte, bis der dritte Tag erschienen, da sie ihn endlich mit wonnigem Frohlocken im Tempel wieder fand, auf glorreiche

Weise mitten unter den Lehrern sitzend, die staunend den göttlichen Knaben umringten. Er aber stand sogleich auf, mit aller kindlichen Demuth und Liebe seinen Aeltern sich nähernd. Da sprach Maria zu ihm die Worte der zärtlichen Klage: »mein Sohn, warum hast du uns dieses gethan? dein Vater und ich haben mit Schmerzen dich gesucht!« Sie bezeuget mit diesen Worten aufs neue, wie schuldlos sie selber sich an diesem Ereignisse fühlte; sie aber und nicht Joseph, nahm zuerst das Wort, weil dieß das Vorrecht ihrer Mutterwürde war, wie denn auch sie allein nur wahrhaft ihren Sohn ihn nennen konnte, nichts destoweniger nannte sie auch ihren Gemahl, und vergaß seines Vorrangs nicht. Jesus aber erwiederte: (und dieß sind die ersten Worte aus seinem Munde, die in den Evangelien aufgezeichnet sind): »Warum habt ihr mich gesucht? wußtet ihr nicht, daß ich mit den Dingen mich beschäftigen muß, die meines Vaters sind?«

Sind dieß etwa harte, strenge, strafende Worte, wie gewisse Schrifterklärer meinen? Sind es Worte, die ihnen wirklich zu beweisen Grund geben, Maria sei wie eine gewöhnliche Frau zu betrachten, zu welcher der Gottmensch im Tone des Verweises so geredet habe? Dieß sei ferne. Vielmehr kommt es auf die Betonung an, mit welcher diese Worte gelesen werden, denn Jesus, der Kindliche, hat sie gesprochen, und zwar zu einer geliebten Mutter, zu einem auserwählten Nährvater; sie dürfen daher

nicht rauh und herrisch, sondern nur mit dem Ausdruck der Milde und Güte gelesen werden, um sogleich ein besseres Verständniß zu gewinnen. Aber auch um jenen Schlüssel handelt es sich wieder, ohne welchen die rechte Betonung nicht gefunden wird: denn die Worte, die Jesus hier sprach, sprach er als Gottmensch, und alle Werke, die er als Gottmensch wirkte, nannte er jederzeit die Werke seines Vaters. Dieß also ungefähr ist seiner Worte Sinn: Ihr habt nicht vonnöthen gehabt, mich zu suchen, denn nicht durch eure Schuld, sondern aus meinem eigenen Entschlusse, und nach dem Willen meines Vaters, bin ich zurück geblieben. Ihr habt nicht nöthig gehabt, mich zu suchen, mich, der ich vom Himmel herabgestiegen bin, um alle Menschen zu suchen. Noch weniger nöthig war es, mit Schmerzen mich zu suchen, und mit der Sorge euch zu ängstigen, wo ich ruhen, was ich essen oder trinken werde, denn »meine Speise ist, daß ich den Willen meines Vaters thue, der im Himmel ist.« Nicht rauh und strenge also waren diese Worte, sondern ernst und milde; waren sie auch eben so klar und faßlich? Maria und Joseph, so berichtet das Evangelium, verstanden nicht, was er zu ihnen gesprochen.« Wieso verstanden sie diese Worte nicht, nachdem schon der Himmelsbote Gabriel, die Weisen aus dem Morgenlande, Simeon und Anna, und der Geist Gottes selbst so vielfältig sie belehret hatte? Weil mit jenen geheimnißvollen Worten ihnen

noch nicht insbesondere geoffenbart wurde, worin die Werke des ewigen Vaters eigentlich bestehen würden, und weil jene Worte weder vom öffentlichen Lehramte Jesu, noch von seinen Leiden und seinen übrigen Mysterien etwas Bestimmtes bezeichneten. Um so schöner und heiliger war ihre tiefe Ehrerbietung gegen ihren Sohn, den sie nicht ferner zu fragen wagten; sie schwiegen davon, und Maria behielt alle diese Worte in ihrem treuen Mutterherzen voll der innigsten Liebe und des gläubigsten Gehorsams.

Und so hatte dann das Licht dieser Welt, in dem bedeutungsvollen Alter von zwölf Jahren, einmal hell im Tempel geleuchtet, um dann wieder ganze achtzehn Jahre hindurch sich zu bergen. Aus Gehorsam gegen seinen ewigen Vater war Jesus im Tempel geblieben, aus Gehorsam gegen seinen irdischen Pflegvater kehrte er wieder zurück; »er ging mit ihnen hinab, kam nach Nazareth, und war ihnen unterthänig.« Was wirkte, was unternahm er in dieser langen Verborgenheit, im engen Raume des kleinen, dürftigen Hauses? That er Wunder? Nein; denn das Evangelium Johannis sagt uns, die Wandlung des Wassers zu Cana sei sein erstes Wunderzeichen gewesen. Lernte er lesen, schreiben, ward er unterwiesen in der Kenntniß der heiligen Schrift und des Gesetzes? Eben so wenig; vielmehr erzählen die Evangelien, daß die Priester über seine Lehre staunten, denn, riefen sie: wie ver-

steht dieser die Schrift, der keinen Buchstaben gelernt hat? Was that er also? Unser Evangelium sagt es mit wenigen Worten: »er war ihnen unterthänig.« Wer? dem die Erde gehört, und ihre Fülle, die Himmel, und was sie fassen, der Herr der Kraft, der König der Glorie. Wem? einer dürftigen, arbeitsamen Jungfrau, und um ihrentwillen auch ihrem Gemahl, einem armen Handwerksmanne. Und worin? In den ganz geringen und gemeinen Geschäften einer Familie, die durch tägliche Arbeit sich erhalten muß. Und warum? »Weil, wie er selber lehrte, des Menschen Sohn nicht gekommen ist, um bedient zu werden, sondern um zu dienen.« Es gibt noch eine andre, zwar ganz ähnliche Ursache, welche der heilige Vincentius Ferrerius anführt, auf eine Weise, die in ihrer Einfalt freilich nur mit seinen eigenen Worten wiedergegeben werden kann. »Die Jungfrau, (so lautet seine Schilderung), nimmt bey frühem Morgen den Eimer, um Wasser zu schöpfen, Joseph nahet ihr, um ihr den Eimer abzunehmen, der Knabe Jesus eilt herzu, nimmt den Eimer und sagt: ich will gehen. O Herr, warum thust du dieß gemeine Werk? warum verrichtet nicht ihr es, Maria und Joseph? Sie antworten: wir sind dazu bereit, aber er will es selber thun. Ihr heiligen Engel, warum nicht ihr? Sie antworten: wir sind bereit dazu, aber er will es selber thun. Warum du selber, o Herr? Damit, wenn junge Christen einst von die-

sen Diensten hören, die ich meinen Aeltern erwiesen, auch sie bereit seyn mögen, ihren Aeltern beizustehen, und keines Dienstes sich zu schämen!«

Wie lange aber dauerte diese Unterthänigkeit, die Jesus seinen Aeltern bezeigte? Von seinem zwölften bis zum achtzehnten Jahre, wo junge Söhne gewöhnlich rauh, tölpisch und gebieterisch zu werden anfangen, und vielfältig sich irre führen lassen; vom achtzehnten bis zum vier und zwanzigsten Jahre, wo die jungen Söhne gewöhnlich vielerlei Dinge unternehmen, ohne ihre Aeltern um Rath und Zustimmung zu fragen, ja ohne ihr Glück und ihren Frieden zu schonen, und in Verhältnisse sich verwickeln, die ihnen zum Verderben gereichen; — endlich vom vier und zwanzigsten Jahre noch fernerhin bis in das dreißigste, wo die jungen Leute schon auf Selbstständigkeit Anspruch machen, durchaus ihre eigenen Herrn seyn wollen, und des vierten Gebotes, das zwischen den Pflichten gegen Gott und gegen den Nächsten mitten inne steht, so oft gänzlich vergessen. Alle diese Jahre hindurch wollte der Sohn Gottes in Gehorsam und demüthiger Arbeit seinem Pflegevater untergeben bleiben, also daß die Juden für nichts andres als einen Handwerker ihn ansahen; »ist dieser nicht ein Zimmermann, riefen sie, ein Sohn Mariä?« (Marc. 6.)

Wir nehmen aber den Schlüssel zu den Werken Jesu wieder zur Hand, und siehe, da finden wir in dem arbeitsamen Pflegsohn des Zimmermanns und

Werkmeisters Joseph zugleich den ewig wirkenden, eingebornen Sohn des himmlischen Werkmeisters und Schöpfers aller Dinge. »Mein Vater, sprach er späterhin, wirket bis jetzt und fortan, und ich wirke auch: alles was der Vater wirket, das wirket auch der Sohn.« Und wie er im heutigen Evangelium zu Maria und Joseph sagte: »muß ich nicht mit den Dingen, die meines Vaters sind, mich beschäftigen?« so waren auch die irdischen Arbeiten, die er im Aelternhause verrichtete, nur Bilder und Schatten jener himmlischen Werke, zu denen er gesendet war. »Als Jesus unter den Menschen lebte, so lehrt der heil. Justinus der Martyrer, verfertigte er Ackergeräthe, Pflüge und Joche, um dadurch die Flucht des Müßigganges, bildlicherweise aber die Gerechtigkeit zu lehren.« Schweigsam und emsig zimmerte der Jüngling an Ackerpflügen und Jochen, der in der Folge als Mann auftrat und lehrte: »wer die Hand an den Pflug legt, und zurück sieht, ist zum Reiche Gottes nicht tauglich; — nehmet mein Joch auf euch, und lernet von mir, denn süß ist mein Joch, und leicht meine Bürde!« — der mit dem Pfluge des Kreuzes die ganze Erde umwendete und fruchtbar machte, und die Auserwählten alle unter das milde Joch des Evangeliums versammelte. Alle diese die Welt umstaltenden Werke bereitete er in seinem stillen und verborgenen Leben, in der Hütte zu Nazareth vor, wo er, wie das Evangelium sagt, »zunahm an Weisheit, Alter und Gnade

vor Gott und den Menschen,« bis er, in der Fülle des Alters, der Weisheit und Gnade, hervortrat, das große Werk zu vollbringen. Den alten und neuen Nestorianern zwar, und Allen, die, wie Johannes sagt, Christum zertheilen, sind auch diese Worte willkommen; es gelüstet sie, daraus zu erweisen, daß Christus aus Maria als ein bloßer Mensch geboren worden, daher er auch, anderen Menschen gleich, nur allmählich an Weisheit und Gnade zugenommen habe. Allein der Schlüssel der rechtgläubigen Kenntniß zeigt uns, daß Jesus, als Gottmensch, d. h. als wahrer Gott und wahrer Mensch in Einer Persönlichkeit, von Seite seiner menschlichen Natur eben so, durch Wachsthum und Alter, stufenweise sich entwickeln mußte, wie andre Menschen, denen er, außer der Sünde, in allem sich gleich gemacht hatte. Der Menschensohn Jesus nahm also mit der Entwicklung des Alters auch an Weisheit und Gnade zu, obgleich Jesus, als Gottsohn, selber der Quell aller Weisheit und Gnade ist.

Nicht Jedermann's Sache mag es seyn, tiefer in das Verständniß dieser Wahrheit einzugehen; wohl aber ist es Jedermann's Sache, eben diese Worte practisch zu beherzigen, um sie in Ansehung seiner selbst ins Werk zu setzen, nämlich an Weisheit, Alter und Gnade zuzunehmen, vor Gott zuerst, und dann auch vor den Menschen. An Weisheit: durch Befestigung und Begründung in den Wahrheiten des Glaubens, und durch die Zunahme in der Er-

kenntniß Jesu und unsrer selbst, mit gehöriger Würdigung und Anerkennung des alten Spruches: »wenn du Christum lernest, so ist es dir genug, ob du auch nichts anderes wissest; wenn du Christum nicht weißt, so ist Alles nichts, was du auch immer lernest.« Denn muß zwar der erste Theil dieses Satzes in der gehörigen Beschränkung angenommen werden, so läßt sich doch gegen den Nachsatz nichts Haltbares einwenden, da es ohne Kenntniß Christi keine echte Weisheit gibt. Aber nicht an Weisheit bloß, auch an Alter sollen wir zunehmen, und dieß durch Ehrbarkeit, Zucht, Bescheidenheit, Umsicht, und reifliche Benützung der Erfahrung, damit wir nicht in jenem Sinne kindisch bleiben, in welchem der Prophet es meinte, da er sprach: »der hundertjährige Knabe wird sterben, der hundertjährige Sünder wird ins Verderben fallen.« (Isai. 65.) An Gnade endlich, durch sorgfältige Vermeidung aller Seelengefahren, durch öftere Gewissenserforschung, durch wohlgeordnetes Gebet und verdienstlichen Wandel. Wie aber wächst eine Seele im Glauben, in der Ehrbarkeit und Tugend, oder was dasselbe ist, an Weisheit, Alter und Gnade anders als durch den christlichen Gehorsam, Gehorsam gegen Gott, die Kirche, und die Vorgesetzten?

Aber ach, unsre Stunde ist zu Ende, und nun erst sollten wir anfangen. Wir haben bis jetzt nur das Evangelium durchforscht, und den reichhaltigen Stoff gefunden, der daraus sich entfaltet, und

nun erst sollten wir zu betrachten anfangen, was unsrem sittlichen Leben frommt, und die Stunde ist zu Ende! Inzwischen wird ein Jeglicher im Stande seyn, schon aus dieser Beleuchtung und Erklärung dasjenige heraus zu finden, was ihn am meisten angeht. Wenn der allzu fürwitzige Bibelleser nicht daraus erkennt, daß gläubige Demuth und die Lehre der Kirche und der Väter allein ihn sicher leiten können, damit ihm diese Lesung gedeihe, — wenn junge Söhne und Töchter nicht einsehen, wie heilig die Pflicht des kindlichen Gehorsams ihnen seyn müsse, — wenn junge Leute nicht verstehen lernen, wie ernstlich sie allen Eigendünkel und Müßiggang zu fliehen haben; — wenn der Christ überhaupt nicht die Ansicht gewinnt, daß nur der Gehorsam gegen die Gebote seiner Mutter, der heiligen Kirche, ihn zu einem lebendigen Christen bildet, so werden auch die schärfsten Pfeile des göttlichen Wortes keines von diesen Herzen treffen. Allen denjenigen hingegegen, die Jesum lieben, oder die ihn lieben möchten, sey heute ein guter Rath gegeben. Wollen wir Trost finden in jeder Betrübniß, Erheiterung in jeder friedlosen, verdrießlichen Stimmung? So stellen wir unsern göttlichen Erlöser uns vor, nicht im Himmel, nicht am Kreuze, nicht in der Krippe, sondern in seinem holdseligen Knabenalter. Lasset uns, sprachen die Bewohner von Nazareth, zum Sohne des Joseph hingehen, um Trost zu finden. Dieß sey auch unser Hülfsmittel. Lasset uns in das

stille Haus von Nazareth gehen, zu Jesus, Maria und Joseph. Wollen wir zur Arbeit Muth finden, an einem stillen und eingezogenen Leben ein Wohlgefallen, ein williges Herz zum Gehorsam? O so lasset uns nach Nazareth gehen, zu Jesus, Maria und Joseph. Wollen wir zunehmen an Weisheit, Alter und Gnade? In Jesu ist alle Weisheit, durch Maria's Fürbitte erwerben wir seine Gnade, in Joseph ist der schönste Glanz des Alters, d. i. der Bescheidenheit und Ehrbarkeit. Wollen wir friedlich leben, und selig sterben? Lasset uns nach Nazareth gehen, zu Jesus, Maria und Joseph! Amen.

II.

Am ersten Sonntage nach Epiphania.

„Und sie fanden ihn nach drei Tagen, mitten unter den Lehrern im Tempel sitzend, wo er sie anhörte und fragte.“ (Luc. 2, 46.)

Eingang.

Wenn wir uns auf diesem Erdenkreise nach den Dingen umsehen, welche für die schönsten, bewundernswürdigsten und auserlesensten gehalten werden, so werden wir finden, daß es häufig solche sind, die unserm Auge am meisten sich bergen. Das Gold muß aus der Tiefe der Schachten hervorgeholt werden, die Perle verbirgt sich in der Muschel im Schooße des Meers; der Diamant unter der Hülle des rohen Kiesels; die lieblichsten Blüthen und Früchte wachsen in Klüften und Thälern ferner Gebirge, wohin oft in Jahrhunderten kein menschlicher Fuß gelangt. Was sind aber alle für kostbar geachteten Dinge, werden sie verglichen mit dem menschlichen Geiste, von welchem die Würde des Menschen bedingt ist? Allein auch dieser ist verborgen, so daß das irdische Auge ihn nicht sehen kann. Was sind ferner alle Menschen gegen jenen Einen und Unaussprechlichen, in welchem das göttliche Wort sich

geoffenbaret hat? Und siehe er ward geboren um Mitternacht, da Finsterniß die Erde bedeckte, in seiner Kindheit barg ihn die Grotte von Bethlehem, die Hütte von Nazareth, die ägyptische Oede, und weilet er noch immer unter uns auf Erden, so ist er doch dem Auge des Glaubens nur sichtbar, aufs tiefste verborgen und umschattet durch die Gestalten des Brotes. In ähnlicher Verborgenheit zeichnet ihn auch das heutige Evangelium. Wo ist seine Alles umfassende, Alles beherrschende Weisheit, von der allein jede echte Erkenntniß herkommt? Siehe er sitzet, ein zwölfjähriger Knabe, im Tempel unter den Lehrern, nicht unterweisend, sondern zuhörend, nicht lehrend, sondern fragend. So war dann Jesus auf der Wallfahrt von Nazareth nach Jerusalem auf zweifache Weise verborgen; verborgen vor seinen Aeltern, durch seinen Aufenthalt im Tempel; verborgen vor den Lehrern, indem er nicht als Meister, sondern als Lehrling sich benahm. Und diese zweifache Verborgenheit ist es, aus welcher wir heute, nach dem Gange des Evangeliums, Belehrung suchen wollen.

Alle Wege und Steige, die aus den Landschaften von Palästina und Galiläa nach Jerusalem führten, sah man, seit den Zeiten der Makkabäer, dreimal im Jahre mit Wallfahrtern bedeckt, die, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, in den Tempel wanderten, um dort die drei Hauptfeste des Jahres zu

feiern; denn es war nur ein einziger Tempel, in welchem man Opfer darbrachte, und dieser Tempel war zugleich auch der einzige Ort auf Erden, wo der wahrhafte Gott angebetet, wahrer Gottesdienst gehalten wurde. Dorthin wanderte auch aus dem fernen Nazareth der gerechte und gottesfürchtige Joseph, und seine jungfräuliche Gemahlinn mit ihm. Sie ließen das Werk ihrer Hände ruhen, verschlossen ihre stille Hütte, und nahmen nur den einzigen, aber unendlichen Schatz mit, den dieses dürftige und doch überaus reiche Haus verwahrte, den Knaben Jesus.

Wohin, o wunderbare Jungfrau, mitten durch Regengüsse, oder in brennender Hitze, wohin über rauhe Höhen und wüste Gefilde, und dein holdseliges Söhnlein mit dir? — In den Tempel des Herrn, nach Jerusalem. — Aber bist du nicht selber, wie die Kirche von dir preiset, ein Tempel Gottes geworden, herrlicher als jener von Jerusalem? Und dein Sohn, ist er nicht wesentlicher noch ein lebendiger Tempel der Gottheit? Sprach er nicht (späterhin) von seinem Leibe: zerstöret diesen Tempel, und in drei Tagen will ich ihn wieder erbauen? — Allein Maria erwiedert: wir wandeln in den Tempel, den Christen zum Vorbild und Muster, damit sich keiner vom Besuche des Gotteshauses entschuldige, wenn auch einiges Ungemach der Witterung oder der Entfernung dabei zu überwinden wäre: »Sei eingedenk,« heißt es im göttlichen

Gesetze, daß du den Feiertag heiligest; und keinem der übrigen Gebote, sondern diesem einzigen bloß gehen jene Worte voran. Und was ist gemeint damit? Wenn du, o Christ, alle Tage der Woche deinen Arbeiten und Geschäften, die Abende der Erholung und Ergetzung gewidmet hast, so vergesse über dieß alles nicht, sondern sei eingedenk, daß du Einen Tag dem Dienste Gottes, der Erquickung deines geistigen Lebens widmest, und dem wesentlichsten Geschäfte deines Daseyns. Wirst du dich etwa entschuldigen, und einwenden: man könne auch zu Hause beten, auch zu Hause etwas Erbauliches lesen, überall sei Gott, und die ganze Welt sein Tempel? So sei eingedenk, daß die unsichtbare Gottheit zwar überall, im Himmel und auf Erden, aber das Menschgewordene Wort, die Menschheit Christi, auf Erden nicht überall, sondern nur in den Tempeln der katholischen Kirche gegenwärtig sei. Und wenn Maria und Joseph, die Jesum stets bei sich hatten, und deren Hütte zu Nazareth ein wahrhaftes Gotteshaus, ja ein Himmel war, dennoch den Tempel besuchten, was für Ausflüchte hat der Christ, der Jesum in seiner wesentlichen Gegenwart nirgends findet, als allein im Gotteshause? — Seid eingedenk, rufen Maria und Joseph allen christlichen Eheleuten zu, daß ihr nach unsrem Beispiele eure Kinder in die Kirche führet! O segensreiches Werk, o treue Liebe, o gottgefälliger Dienst einer Mutter, eines Vaters, die ihre Kin-

der zu Jesum führen! eine solche Mutter gebärt ihre Kinder auch zum himmlischen Leben; ein solcher Vater erziehet seinen Sohn zur Weisheit und zur Wohlfahrt.

In der heiligen Familie ist dieß alles freilich nur vorbildlich und zu unsrer Belehrung geschehen. Denn Maria und Joseph führten zwar Jesum an der Hand, allein er ließ sich nur führen, weil er, als Mensch unter Menschen, seinen Aeltern die größte Ehrerbietung erwies; in Wahrheit aber ging er selbst, und führte Maria und Joseph mit sich, die er innerlich durch seinen Geist regierte; und er selber war es, der nach Jerusalem zog, denn er ging in sein eigenthümliches Haus, in das Haus seines Vaters. Deßhalb wollte er auch, da er das damals gesetzpflichtige Alter von zwölf Jahren erreicht hatte, einsam im Tempel zurück bleiben, und diese Epoche seines irdischen Lebens seinem ewigen Vater weihen. Wie er dieß angefangen, daß weder Maria noch Joseph es bemerkten, davon erwähnt das Evangelium nichts; aber wie leicht ists der Vorsehung, die Umstände so zu fügen, daß auch die zärtlichste Sorgfalt so liebevoller Seelen vereitelt wird! Da Joseph auf der Rückkehr den Knaben nicht, wie gewöhnlich, an seiner Seite fand, so mußte er annehmen, er sei bei seiner Mutter, die hinwiederum gewohnt war, ihn an Josephs Seite, bei dem Zuge der Männer zu wissen, welche den Ort der nächtlichen Herberge früher zu erreichen pflegten. Wenn nun, auf solchen Wan-

derungen, Maria mit dem Zuge der Frauen anlangte, pflegte ihr der holdselige Knabe mit himmlischer Freundlichkeit entgegen zu kommen, um sie zu dem Orte zu geleiten, wo Joseph schon beider harrete; da frohlockte dann ihr Herz, und sie umfing ihren Sohn mit unnennbarer Freude. Dießmal aber war es ihr von der Vorsehung anders bereitet. Nicht der Vielersehnte, nur Joseph allein kam ihr entgegen, und Jesus war nicht bei ihm. Und wie es zu geschehen pflegt, wenn jemand an dem Orte, wo er ein köstliches Gut verwahrt glaubt, dasselbe nicht antrifft, daß ihm in dem Augenblicke ein Schreck durch die Glieder bebt, obgleich ihm die Aussicht noch übrig bleibt, es anderwärts zu suchen, so ging es auch hier der heiligen Jungfrau; noch konnte sie hoffen, ihren Sohn unter den Anverwandten zu finden, dennoch drang schon das Schwert des Schmerzes durch ihre Seele. Sie ermunterte sich schnell, sie ging mit Joseph von Haus zu Haus, von einer Pilgerfamilie zur andern, und manche ihrer Anverwandten gesellten sich zu ihnen, um ihnen nachforschen zu helfen. Suchet, so werdet ihr finden, hat der Herr verheißen; Maria und Joseph aber suchten und fanden nicht. Da machten sie endlich sich auf, und zogen wiederum hinaus in die Nacht, wieder zurück wandernd den Weg nach Jerusalem. Mit geflügelten Schritten setzte die kummervolle Jungfrau ihre Wanderung fort, nicht der Müdigkeit achtend, und des rauhen Gesteins; im Nachtwind flatterten ihre

Gewande, ihre Thränen rollten hinab in den Thau, der ihre Füße netzte, gleich dem Girren der Turteltaube tönten ihre Klagen um Jesu durch die stille Landschaft hin. Schon ist der Morgen angebrochen, schon haben sie, unter den heißen Strahlen der Frühlingssonne, eine Tagreise vollendet, und kaum eine Ruhe sich gegönnt, als endlich die Zinnen von Jerusalem und das goldene Tempeldach, von der sinkenden Sonne beleuchtet, ihrem Auge sich zeigen; mit schlagendem Herzen gehen sie in die Stadt hinein, und suchen bis in die dunkle Nacht, und auch dießmal ist ihre Mühe vergeblich. Damals wurden die Worte erfüllet, die wir im Hohenliede lesen: »Ich beschwöre euch, ihr Töchter von Jerusalem, ob ihr gesehen habt, den meine Seele liebet? Ich habe ihn gesucht, und nicht gefunden; aufstehen will ich, und in der Stadt umhergehen, durch die Gassen und Straßen, und suchen, den meine Seele liebt. Und siehe, ich habe ihn gefunden, und werde ihn nimmer von mir lassen.« Denn nachdem sie, in der Morgenröthe des dritten Tages, sehnsuchtsvoll vor der Halle des Tempels, der letzten Stätte ihrer Hoffnung, geharret hatte, und die Pforte endlich aufgethan wurde, da leuchtete alsbald eine andre, herrlichere Sonne in ihr freudenthränendes Auge, da fand sie Jesum wieder, wie er eben in der Mitte der Lehrer saß, sie anhörend und fragend, und angestaunet von allen um seiner Weisheit willen.

Wie aber, wenn die Sonne aufgeht, Mond und Morgenstern verbleichen, so ist es billig, daß wir selbst von Maria und Joseph die Aufmerksamkeit abwenden, da Jesus vor den Augen unsres Geistes steht, und daß wir, gleich diesen beiden, auf ihn allein nur sehen. Wie saß er hier mitten unter den Lehrern und Priestern, und wo? Was fragte er, was hörte er von ihnen, was für Antworten gab er, darüber sie erstaunten? Die heiligen Väter Hieronymus und Beda, und insbesondere Vincentius Ferrerius können uns darüber einige Auskunft mittheilen. Wo saß er? Gewißlich nicht auf einem erhöhten Lehrstuhl oder einer Lehrkanzel, wie manche Mahler gegen die Wahrscheinlichkeit es abzubilden pflegen, sondern auf einer der niedrigen Schemel oder Bänke, auf welchen gewöhnlich die Knaben und Jünglinge ihren Sitz nahmen, um den Lehrern zuzuhören, und sie, nach damaliger Sitte, um eins und das andre zu fragen. Um was für Dinge aber fragte er? Es ist dieß der Kinder Art oder Unart, sehr viel zu fragen, mehr als alle Weisen der Welt zu beantworten im Stande sind, allein mit den Fragen, die der Knabe Jesus aufwarf, verhielt es sich freilich anders. »Zwölf Jahre, sagt Hieronymus, war Jesus alt geworden, und saß im Tempel, über die Hauptlehren des alten Bundes fragend, er führte keinen Wortstreit, er gab keine Zurechtweisung, sondern er lehrte und unterwies vielmehr dadurch, daß er mit Weisheit fragte.«

Was war aber insbesondre der Inhalt und Gang dieser Unterredungen? Dieß möchte allerdings zu viel gefragt scheinen, wenn nicht ein hoch erleuchteter Mann, Vincentius Ferrerius, auch hierüber eine Ansicht gegeben hätte, welcher wir, seiner Darstellung treu, hier folgen wollen. Es war nämlich, wie Vincentius erwäget, kein andrer Gegenstand, über welchen man damals eifriger nachsann und stritt, als die nahe bevorstehende Ankunft des Messias. Wie etwa unter uns, zu manchen Zeiten, nichts angelegentlicher besprochen wird, als die eben obwaltenden Kriegs- oder Friedensbeschlüsse, und ähnliche ins Große gehende Veränderungen, so war auch damals in Jerusalem von keiner Angelegenheit häufiger die Rede, als von dem Zeitpuncte jener größten Weltbegebenheit, ihrer Nähe, und ihren unmittelbaren Folgen. Denn daß dieser Zeitpunct wirklich schon herangekommen sei, war durch die Zeugnisse der Schrift und die Zeitverhältnisse außer Zweifel gesetzt. Wie nun eben die ältern und frömmern Gesetzeslehrer im Tempel beisammen saßen, die Knaben und Lehrlinge aber auf ihren Bänken gegenüber, und Jesus unter diesen, warf etwa einer der Veteranen die Frage auf: was dünkt euch von der Ankunft des Erlösers? ist sie nahe, oder sollte sie vielleicht schon erfolgt seyn, ohne daß wir es geahnet und uns dazu vorbereitet hatten? Da mochte ein andrer aus dem Kreise dieser Lehrer seine Gründe entgegen setzen, und

sagen: so viel auch dafür zu sprechen scheint, so zweifle ich doch höchlich daran, denn so lese ich im Propheten Aggäus: »Also redet Gott der Herr: über ein Kleines noch, und ich werde Himmel und Erde bewegen, das Meer und das feste Land und alle Völker, und kommen wird dann derjenige, nach welchem alle Völker sich sehnen.« Nun haben wir bisher kein solches Zeichen gesehen, weder im Himmel noch auf Erden, wie ist also daran zu denken, als ob der Verheißene schon gekommen sei? — Und wie nun Niemand etwas dagegen einzuwenden wußte, da stand (wie Vincentius meinet) der göttliche Knabe auf, bescheidentlich um Erlaubniß zu einer Frage bittend. Ihr werdet euch erinnern, sagte er, und ich habe von meinen Aeltern es gehört, wie vor zwölf Jahren ein Befehl des Cäsars ausgegangen sei, den ganzen Erdkreis zu beschreiben, und eines Jeglichen Namen und Stand in seinem Geburts- oder Stammorte aufzuzeichnen. War das nicht eine Bewegung aller Völker? Ich habe auch gehört, wie damals ein neues und wandelndes Gestirn am Himmel erschienen sei, welches die Weisen aus dem Morgenlande nach Jerusalem geführt habe, wo sie Nachfrage hielten nach dem neugebornen Könige der Juden. War dieß nicht eine Bewegung des Himmels und der Erde? — Da sprachen die Alten unter einander: wahrlich ist dieß ein großes Zeichen gewesen, und keine geringe Bewegung im ganzen Lande, wer von uns erinnert sich nicht dar-

an? Inzwischen, so nahm wieder Einer das Wort, weiß ich noch ein andres Zeichen, wovon im Buche Isaias die Rede ist: »Das Volk, so in den Finsternissen wandelte, hat ein großes Licht gesehen, die da wohnten in den Schatten des Todes, denen ist ein Licht erschienen: ein Kleiner ist uns geboren, ein Söhnlein uns geschenkt worden.« Dieses Licht mußte bei der Geburt des Messias aufgehen, dieses Zeichen mußte erscheinen, allein es ist nichts dergleichen gesehen worden. Und sie sprachen zu Jesus: was hältst du davon, o Knabe? Wiederum sittiglich von seinem Sitze aufstehend, erwiederte dieser: Ich habe ferner erzählen gehört, wie vor zwölf Jahren, in der Gegend von Bethlehem, mitten in der Nacht, eine große Klarheit sich gezeigt habe, welche die Nacht gleich dem Tage erhellte, wie zur selben Stunde die Engel den Hirten sich geoffenbart, und einer aus ihnen gesprochen habe: ich verkünde euch eine große Freude, denn heute ward der Heiland, Christus der Herr, euch geboren! — Mehr als früher erstaunten die greisen Väter, und sprachen: dieser Knabe antwortet sehr verständig! Haben wir von jener Begebenheit nicht Vieles gehört? der öffentliche Ruf und die glaubwürdigsten Zeugnisse haben Kunde davon gegeben, und ist sie zwar nunmehr verschollen, so zeugt doch dieses nicht gegen die Wahrheit der Sache! Einer jedoch schüttelte verweisend das Haupt, und rief:

seid nicht voreilig! bei allem dem ist wenig oder nichts von der Sache zu halten. Denn, so heißt es ja ausdrücklich im Propheten Malachias: »und sogleich wird er in seinen Tempel kommen, der Herrscher, den ihr suchet, und der Engel des Testaments, nach dem ihr verlanget!« Und nun frage ich, ob dieß geschehen sei, und ob er hieher in den Tempel gekommen? Niemand von uns weiß etwas davon! So sprach er, und in der Verblendung, die Johannes Baptista späterhin ihnen vorgeworfen: »mitten unter euch stehet er, den ihr nicht kennet!« wußten sie auch diesem Einwurf nicht zu widerlegen. Siehe, sagten sie zu dem wunderbaren Knaben, wie alle deine Einwendungen und Gegenfragen sonder Bestand und Grund sind, oder weißt du noch etwas dagegen zu bemerken? Ihr Meister in Israel, erwiederte der Ungekannte, was kann wohl ein Knabe euch lehren? Aber wenn ihr nichts davon wisset, daß der Messias in den Tempel gekommen, so habe ich dagegen von meinen Aeltern gehört, wie vierzig Tage nachher, nachdem das Himmelslicht in Bethlehem erschienen, eine junge Frau mit einem Knäblein auf dem Arme in den Tempel gekommen sei, und wie der alte Priester Simeon, und Anna, die Prophetinn, dieses Knäblein hoch gepriesen haben, versichernd, er wäre der wahre Messias und der Erlöser der Welt. Und was meinet ihr wohl davon? — Wahrhaftig, rie-

sen die Alten, alles dieß ist gegründet, und wir haben den Diener Gottes Simeon gekannt, und können selber davon Zeugniß geben. Aber wie dann? hat nicht der König Herodes, kurz vor seinem eigenen Hinscheiden, alle jungen Knäblein von Bethlehem tödten lassen, und folglich auch jenen unter ihnen? — — Dergleichen, und noch mehr andere Fragen mochten die frommen Alten eben verhandelt haben, als die heilige Jungfrau an Josephs Seite in die Tempelhalle eintrat, und der holdselige Knabe sogleich aufstand, vor den Lehrern sich neigte, und zu seiner Mutter sich begab. Mit Wonnethränen beugte sie sich zu ihm, küßte ihn, und sprach mit ihm in aller der Zärtlichkeit, die im Herzen einer solchen Mutter wohnte, und nicht ohne Spur jener tiefsten Wehmuth, von der sie in diesem Augenblicke erst geheilt worden war. Da mögen wohl einige von jenen Alten aufgestanden seyn, und der heiligen Familie sich genähert haben. Ist dieß euer Sohn? fragten sie mit vieler Theilnahme, seid ihr seine Aeltern? Joseph bejahete es. — Und wer seid Ihr, guter Mann? — Ein Zimmermann. — Aus welchem Stamme, aus welcher Familie? — Aus dem Stamme Juda, aus der Familie Davids. — So? da seid Ihr von vornehmer Herkunft. Ihr habt hier einen besondern Segen Gottes; euer Kind ist ein sehr wohlgesitteter und vernünftiger Knabe, und von ausgezeichneten Geistesanlagen,

darum sollt ihr für ihn besondre Sorge tragen. Sehet wohl zu, daß ihr ihn zu keinem gemeinen Handwerksmanne erziehet, sondern lasset ihn für die Wissenschaft der heiligen Schrift sich verwenden, denn es ist Hoffnung vorhanden, daß er ein fürtrefflicher Lehrmeister in Israël werden kann! —

So leuchtete das Licht in den Finsternissen, und die Finsternisse haben es nicht begriffen. Mitten unter den Lehrern saß Jesus, und die Rede war von Jesu, und Jesus war es, der redete, und doch kannten sie ihn nicht. Aber auch mitten unter uns ist Jesus, über uns, in uns, und wie oft erkennen wir ihn nicht! Wie nahe ist er uns, wie ferne wir doch von ihm! Verborgen ist Jesus, weil er, (wie wir im Eingange gesehen) das höchste, ja einzige aller Güter ist, darum sollen auch wir ihn bergen in der Tiefe unsres Herzens, treu ihn bewahrend durch Reinigkeit des Wandels, Behutsamkeit der Rede, Gehorsam des Werkes. Er hat vor Maria und Joseph sich verborgen, die doch mit so vollkommener Treue ihm dienten, um sie zu prüfen; und wie sollte er sich uns nicht verbergen, wenn es zur Prüfung unsrer Treue frommt; wie sollte er nicht von uns sich entfernen, wenn wir durch Untreue seiner unwürdig geworden? Er hat auch vor den Lehrern im Tempel sich verborgen, da er, der Meister der Menschen, das Benehmen eines demüthigen Schülers beobachtete; wie wollen wir leh-

ren, entscheiden und urtheilen, wie wollen wir, Ihm gegenüber, zu Meistern uns aufwerfen? Er hat in der Hütte von Nazareth sich verborgen, seinem Pflegevater gehorchend, auch hier war er unser Lehrer und Meister. Wo ist die Schule der Demuth, der Reinigkeit, des Friedens, des ganzen Christenthums? Im Hause von Nazareth, bei Jesus, Maria und Joseph. Amen.

III.

Am ersten Sonntage nach Epiphania.

„Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade vor Gott und vor den Menschen.“ (Luc. 2, 52.)

Eingang.

So mannigfaltig die Gegenstände sind, die das heutige Evangelium unsrer reiflichern Erwägung darbietet, so möchten doch am meisten diese Schlußworte uns befremden: »Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade vor Gott und vor den Menschen.« Wenige Zeilen vorher lesen wir bei dem heiligen Lucas: »Und der Knabe wuchs und ward gestärkt, voll der Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.« War er im ersten Kindesalter schon voll der Weisheit, und die Gnade in ihm, wie hat er zugenommen an Weisheit und Gnade? So bezeuget auch der Evangelist Johannes: »Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, als des Eingebornen des Vaters, voll der Gnade und Wahrheit.« Da er also selber die Fülle der Gnade und der Weisheit war, wie wuchs er an Gnade und Weisheit? Es kann, sagt der heil. Thomas von Aquin, nichts größeres geben, nichts größeres gedacht wer-

den, als der Eingeborne des Vaters, daher kann es auch keine größere Gnade und Weisheit geben, als jene, von welcher Christus erfüllet war. Wie kann aber zunehmen, was in sich schon absolut ist? Allein diese Frage, so schwer zu lösen sie scheint, verschwindet, sobald wir recht bedenken, daß das Wort Fleisch geworden ist, und unter uns gewohnt hat! Das göttliche Wort, in sich selber, ist freilich ewig, unendlich, die Weisheit und Güte selbst, und keiner Zunahme fähig; allein durch seine Menschwerdung, oder durch seine Vereinigung mit einer, rein für das Wort erschaffenen Menschennatur, ist das göttliche und menschliche Leben in Christo in so innigste, wechselseitige Verbindung gesetzt, daß auch das göttliche Leben nur in dem Maße sich zu offenbaren anfing, als sein menschlich-geistiges Leben im Stufengange des Wachsthums und Alters sich entwickelte. Da aber der Gottmensch in allen Verhältnissen seines Menschenlebens sich uns zum Muster und Vorbilde gegeben hat, so ist es unsere Aufgabe, daß wir gleich ihm, wie an Jahren, so auch an Weisheit, Alter und Gnade wachsen sollen. Worin aber dieß unser Wachsen und Zunehmen, erstlich an Weisheit, dann an Alter und an Gnade bestehen soll, dieß möge der Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung seyn.

Nicht umsonst werden in der Schrift die Menschen den Bäumen verglichen. Denn gleichwie, von

anderen Aehnlichkeiten abgesehen, der Baum stets emporzuwachsen und seine Aeste auszubreiten strebt, um seine Blätter höher und weiter in Luft und Licht zu tauchen, so ist es auch jedem Menschen darum zu thun, entweder höher hinauf zu gedeihen, oder doch in der Breite, an zeitlicher Begüterung und Wohlfahrt zuzunehmen. Der Gelehrte strebt nach größerer Gelehrsamkeit, der Feldherr nach glänzenderen Siegen, der Rangbekleidete nach höheren Würden, und der Christ, als solcher, nach besseren Tugenden und reicheren göttlichen Gaben. Denn was die Natur und die Welt fordern, wird auch im Reiche der Gnade gefordert, und was jeder Lehrmeister an seinen Schülern sucht, dieß will auch Christus von den Seinen, nämlich, daß sie zunehmen und wachsen. Welch ein Verdruß für den Meister, wenn sein Lehrling nach mehrjährigem Unterrichte noch nicht die Anfangsgründe erfaßt hat, und welch eine Schmach für den letztern selbst? Ein zunehmender Jünger, sagt Bernardus, ist die Glorie des Meisters, wer aber in der Schule Christi nicht zunimmt, ist einer so erhabenen Unterweisung nicht würdig. Nun ist die Schule Christi eine Schule der Weisheit, folglich ist jedem Christen die Pflicht auferlegt, in der Weisheit zu wachsen. Worin aber besteht diese Weisheit? Erstlich in der Erkenntniß göttlicher Dinge, welcher vor allen übrigen Kenntnissen der Vorrang gebührt. Welch einen Werth legt man nicht auf Kunst und Wissenschaft? und

wo ist ein Zweig der menschlichen Kenntniß, in welchem man nicht einen Ruhm sucht? »Wer sich aber rühmen will, sagt der Herr, der rühme sich darum, von mir zu wissen, mich zu kennen.« (Jerem. 7.) Keine Wissenschaft auf Erden ist etwas Nahmhaftes und Großes ohne Beziehung auf Weisheit; Weisheit aber ist Wahrheit und Heil, ist Christus selbst. Ach, seufzte Augustinus zu ihm: kennte ich mich, so kennte ich auch dich! und dieß ist der zweite Hauptast am Baume der Weisheit: die Selbstkenntniß. Wie es Sternkündige gegeben hat, die Jahre lang auf ihrem Observatorium nach den Gestirnen forschten, während in ihrer Wohnung und Familie alles in Unordnung gerieth, von welcher nichts zu ihrer Kenntniß kam, wie es Hauswirthe genug gibt, die sich um alles Auswärtige bekümmern, ohne der Baufälligkeit ihres eigenen Hauses und Geschäftes zu achten, so sieht man überhaupt der Menschen mehr als zu viele, die bei all ihrer Klugheit und Kenntniß doch der Weisheit ermangeln; sie versäumen die Ordnung des innern Lebens, sie kümmern sich, bei ihrem vielfältigen Wissen, doch nicht um das Eine und göttliche Gewissen, und gerathen zuletzt in solche Unwissenheit, daß sie von den christlichen Wahrheiten keinen echten Begriff mehr haben, und das Erlaubte vom Unerlaubten, böse Einflüsterungen von guten Gedanken, Glauben von Aberglauben, Rechtglauben von Irrglauben nicht mehr zu unterscheiden verstehen.

Welche Mittel und Wege aber gibt es, um in der Schule der Weisheit zuzunehmen? Es sind dieselben, welche geeignet sind, uns in der Kenntniß Gottes und unsrer selbst vorwärts zu bringen. Zuerst die Betrachtung der göttlichen Wahrheit, und die Lesung auserwählter Bücher, die von solchen Gegenständen handeln. Ist das etwa nicht wahr? »Ach, es mag immerhin wahr seyn, aber wer wird sich dazu entschließen? Was findet sich denn in so monotonen Büchern, sie heißen nun, wie sie wollen? immer dasselbe, immer das Alte, was man tausendmal gehört, was man hundertmal gelesen!« — O Christ, o Christinn, diese Klage hat allerdings ihren Grund. Inzwischen gibt es noch ein anderes Buch, und zwar ein Bilderbuch; so oft du es öffnest, findest du ein Bild, aber allzeit, mit äußerst geringer Abwechslung das nämliche, dieselbe Gestalt, dasselbe Angesicht, dieselben Falten, und dennoch versäumst du keinen Tag, darin zu lesen. Und dieß zwar mit Fug und Recht. Denn, sagst du, warum sollte ich nicht nachsehen und erkennen, wie mein Aeußeres bestellt sei, ob keine Flecken mein Angesicht, keine Mängel meine Kleidung entstellen? Nun, auch das Evangelium, gehörig ausgelegt und ausgebreitet, zeigt mir mein Angesicht, und zwar das Antlitz meiner Seele, das doch zweifelsohne auch einiger Sorgfalt werth ist! Und warum gehört es unter meine kleinen Pflichten, täglich, ja mehrmals des Tags, in den Spiegel zu sehen? Weil

täglich Flecken an mich kommen können, welche beseitigt werden müssen, wohl auch deßhalb, weil ich erkunden will, wie ich heute, wie ich jetzt aussehe, denn bekannter Maßen ist des Menschen Stand veränderlich. In gleicher Weise nun ist es ersprießlich, auch die Lehren der ewigen Wahrheit öfters anzuschauen, denn dabei kann es nicht fehlen, daß wir nicht mancherlei Mängel erkennen, die unser geistiges Angesicht entstellt haben. Und haben wir täglich Ursache, den Spiegel zu Rathe zu ziehen, weil wir täglich vor andern Menschen mit gehörigem Anstand erscheinen sollen, nun so bedarf auch die Seele ihres Decorums, um dem Unsichtbaren zu gefallen, und dieß zwar ohne alle Eitelkeit, denn was sie hierin sucht, ist ja die Wahrheit!

Wollen wir aber noch klärer es verstehen? so denken wir an die bekannten Worte des heil. Apostels Jacobus: »Wer bloß ein Hörer des Wortes ist, und nicht ein Vollbringer, wird einem Manne gleich, der sein Angesicht im Spiegel besieht: er hat sich betrachtet, und ist fortgegangen, und hat sogleich wieder vergessen, wie er ausgesehen.« Wir wollen erwägen, worin die Bedeutsamkeit dieser Worte liege. Wer vergißt sofort, wie er ausgesehen? Ein Mann; denn dem Manne, sofern er kein Stutzer oder Zierling seyn will, geziemt es, nur flüchtig und obenhin in den Spiegel zu sehen, dagegen man den Frauen und Mädchen (sofern sie keine Klosterfrauen sind) hierin ein besseres Recht

oder Privilegium einräumt; man verargt es ihnen nicht, wenn sie eine Viertelstunde vor dem Spiegel zubringen, weil Zierde und selbst etwas Putz, mit Maß und Sitte, ihnen zusteht. Von diesen also behauptet der Apostel nicht, daß sie sogleich vergessen, wie sie aussehen, denn sie vergessen es keineswegs. Was meint demnach der Apostel? Wer in der Schönheit der christlichen Tugend gedeihen, und die Lehre, die er hört und weiß, auch ins Leben setzen will, wer also den Wunsch hat, nicht bloß ein Hörer, sondern auch ein Vollbringer des Wortes zu seyn, der nehme sich ein Gleichniß und Vorbild an den Frauen, die nicht flüchtig in den Spiegel schauen, sondern etwas davor verweilen; er gönne seinem Geiste Zeit, oftmals und nicht flüchtig in der Anschauung der evangelischen Wahrheiten sich zu üben, er verschmähe die geistlichen Bücher nicht wegen des schnöden Grundes, daß sie immer das Nämliche sagen, und es ist gewiß, daß er an Weisheit zunehmen werde, zumal wenn er das zweite, gleich wesentliche Mittel nicht versäumt, das derselbe Apostel an die Hand gibt: »So jemand von euch der Weisheit bedarf, (und wer bedarf ihrer nicht?) so verlange er sie von Gott.« Wahrlich ohne Gebet können wir nicht an Weisheit zunehmen, ohne Weisheit aber werden wir niemals reif, und nehmen nicht zu an Alter. Denn die Weisheit eben ist es, die allein zwischen kindischen und reifen Seelen den Unterschied setzet.

Wie zeiget ein Christ, daß er zunimmt an Alter? Wenn er durch Ehrbarkeit der Sitte, durch Festigkeit der Gesinnung sich kenntlich macht. So lange ich ein Kind war, sagt Paulus, redete ich wie ein Kind, urtheilte wie ein Kind, dachte wie ein Kind; als ich aber ein Mann geworden, entschlug ich mich dessen, was kindisch ist.« Denn es ziemt dem Christen gar sehr, mit den Kinderschuhen auch die Kindersitten abzulegen. Was für Sitten oder Unsitten haben wohl die Kleinen? Sie bauen Kartenhäuser, sie spielen blinde Kuh, sie reiten auf Steckenpferden herum. Was thun dann wir erwachsenen Leute? Bauen wir durchaus keine Luftschlösser? verblenden wir nicht gern uns selbst, und einer den andern? hat nicht jeder seine fixen Ideen und seine kleinen oder großen Lieblingsthorheiten? machen wir nicht oft ein großes Aufheben von den geringfügigsten Dingen, und ein geringes von wichtigen? — Was ist aber der Kinder Art oder Unart ferner? Lügen, läugnen, zürnen, maulen, schmollen, trotzen, heulen, schmälen, plaudern, Possen treiben, geschwind weinen, geschwind lachen, in keiner Sache Maß halten, unvernünftig in jede Gefahr rennen, mit jeglichem Messer sich schneiden, anderen Leuten alles nachahmen, buntes Spielzeug lieben, das Schimmernde dem Brauchbaren und Rechten vorziehen, das Essen als das Höchste achten, einer Sache schnell müde werden, und das geliebteste Spielzeug wegwerfen, in steter Zerstö-

rungssucht mehr verderben als zurecht bringen, und dergleichen mehr. Betrachten wir aber alle diese Launen und Unarten recht, und was müssen wir gestehen? Ach, wie viele große Kinder gibt es auf Erden! Kinder, von denen der Prophet sagt: »der hundertjährige Knabe wird sterben, der hundertjährige Sünder wird in Verderben fallen.« (Isai. 65.)

Und eben deßhalb, weil es gar sehr darauf ankommt, nicht bloß an Jahren, sondern auch an Alter und geistiger Reife zuzunehmen, mahnet der Apostel: »daß wir wachsen sollen nach dem Maße der Fülle des Alters Christi, damit wir nicht Kinder bleiben, hin und her getrieben vom Winde jeglicher Lehre, welche menschliche Verkehrtheit ersonnen, sondern die Gerechtigkeit wirken in der Liebe Gottes, und in allen Dingen zunehmen in Christo.« (Ephes. 4.) Wie aber gelanget man zu dieser Fülle des Alters Christi, zur christlichen Reife? Der heilige Carl Borromä, (wie seine Lebensgeschichte erzählt), hat hiezu drei Regeln angegeben. Die erste Vorschrift lautet: »betrachte dich täglich als einen solchen Menschen, der auf dem christlichen Wege erst den Anfang macht.« Eine ähnliche Lehre hinterließ auch, in der Todesstunde, der heil. Antonius seinen Jüngern: »haltet dafür, daß ihr heute erst ein religiöses Leben begonnen habt.« Denn dieser Gedanke allein ist geeignet, uns täglich zu neuem Eifer zu ermuntern. Die zweite Vorschrift gebeut: habe Gott vor Augen, und bestrebe dich,

deine Gedanken rein zu bewahren, weil du vor seinem Angesichte wandelst; die dritte endlich lautet: sei eingedenk, alle deine Werke auf Gott zu beziehen. Wer aber in der Weisheit so weit gekommen, daß er durch täglich erneuerten Eifer, und durch die heilsame Gewohnheit, sich oft der Gegenwart Gottes zu erinnern, stets an Alter und Reife des Geistes gewinnt, wie muß dieser nicht auch zunehmen an Gnade? Und dieß war der dritte Punct, den wir zu erkennen uns vorgesetzt. Keine größere Glückseligkeit, als die eines Christen, der in der Gnade Gottes zunimmt, d. h. der Gott immer wohlgefälliger wird, und in eben dem Grade auch reichlichere Gaben von ihm empfängt, durch welche er noch trefflichere Werke üben, noch mehr Gnade erwerben kann. Aber, um auf diesem Wege empor zu steigen, werden freilich drei große Forderungen an uns gemacht, die wir zu erfüllen haben.

Die erste dieser Bedingungen bestehet darin: daß wir hinwegräumen, was Gott mißfällt, und seien es auch die geringeren Fehler nur, denn je sorgfältiger und eifriger wir um die Liebe Gottes uns bewerben, desto freigebiger wird diese sich erweisen. Aber eben diese Sorgfalt bringt schon eine zweite Bedingung mit sich, welche uns aufs neue vor den Spiegel führt, doch ist es dießmal ein Gewissensspiegel. »Erforsche dich, sagt Augustinus, ohne Schmeichelei, ohne Trug. Denn es ist Niemand innerlich bei dir, vor welchem du erröthen

oder großthun dürftest. Es ist zwar Jemand bei dir, aber es ist derjenige, welchem die Demuth gefällt, und dieser will dich erproben. Erprobe auch du dich selbst. Wenn du zu dem gelangen willst, was du bisher nicht gewesen bist, so ist es nothwendig, daß du immer dir selber mißfallest; wo du dir selber gefällst, dort bleibst du stehen.« Der Christ soll aber nicht stehen bleiben, sondern zunehmen. Und da man nicht deßhalb bloß vor dem Spiegel verweilt, um die vorhandenen Mängel zu sehen, sondern auch um sie zu verbessern, so ergibt sich daraus noch eine dritte Bedingung: welche in herzhafter Selbstüberwindung bestehet; denn wir werden (wie Thomas von Kempen so wahr als bündig lehrt) nur in dem Grade zunehmen, als wir uns Gewalt anthun. Ja hierin liegt die wesentlichste Aufgabe des gesammten christlichen Lebens.

Im Widerspruche gegen diese Lehre hat ein Irrlehrer früherer Zeit, Jovinianus, mit der Behauptung sich hervorgethan: kein Mensch auf Erden sei im Stande, von seinen Lastern und Leidenschaften sich loszumachen, und in Gerechtigkeit und Tugend zuzunehmen. Auf etwas ähnliche, doch mehr schwärmerische Weise lehrten im Mittelalter die berüchtigten Beguarden und Beguinen: der Mensch könne auf dieser Erde einen großen, sehr hohen Grad von Vollkommenheit erreichen, über welchen hinaus es für ihn keine Zunahme mehr gibt; denn, sagten sie, wenn ein irdischer Mensch immerfort und ohne

Gränzen geistig zunehmen könnte, so müßte er vollkommener werden, als Christus selbst. So aber jemand die ihm bestimmte hohe Stufe einmal erreicht habe, könne er nunmehr seinem Leibe und Sinnen vergönnen, was ihnen immer behagt, und sei dann keinen kirchlichen oder obrigkeitlichen Geboten mehr verpflichtet, denn dahin deuteten sie die Worte der Schrift: wo der Geist ist, da ist die Freiheit. So albern und verderblich nun diese Irrlehren seyn mögen, so dürfte uns doch eben so wenig an den alten Jovinianern liegen, als an den alten Beguarden, wenn sie nicht mitten unter uns viel neue Anhänger zählten. Die neuen Jovinianer reden fast treuherzig, doch eigentlich treulos gegen Gott und ihre eigene Seele, von sich selber mit diesen und ähnlichen Worten: jeder ist, wie er eben ist, und was mich betrifft, ich kann mir nicht Sanftmuth, Andacht, Geduld, Enthaltsamkeit geben, die meinem Naturell nicht eigen sind; ich bin einmal so (je suis comme ça) und kann mich nimmer ändern. Die neuen Beguarden, mit diesen Unveränderlichen im Bunde, behaupten kecklich: der Geist bleibe allezeit über die Sinnlichkeit erhaben, es gebärde sich diese, wie sie immer will, und die Begierden und Werke des Fleisches seien durchaus keine Sünde. Kein entschiedener Wüstling, der nicht auf dieser tiefen Stufe der Rohheit stünde, und der nicht sich selber für weise und edel hielte, während er alle anders Denkenden verachtet. Kein lauer

und verblendeter Christ, der nicht, in wissentlicher Sorglosigkeit, zu der Schule des Jovinianus sich bekannte. Der Eifrige und Gläubige aber hat eine ganz andre Einsicht, er weiß, daß er anders werden und zunehmen muß, und durch die Gnade Gottes es vermag. Er führt sich zu Herzen, wie selbst Paulus fern von dem Gedanken war, sich für vollkommen und unverbesserlich zu halten. »Brüder, so bekennet der Lehrer der Völker: ich betrachte mich nicht als einen, der das Ziel schon erreicht hat, sondern ich dehne mich aus, und vergesse der Werke, die hinter mir liegen, und strebe nach demjenigen, was vor mir ist, um die Palme zu erringen.«

Dieß also sei unser Streben und unser Wahlspruch: zuzunehmen an Weisheit, Alter und Gnade. Ich nehme an Jahren zu, nehme ich auch zu an Alter? Ich wachse vielleicht an Kenntnissen und Erfahrung, ich lese die Zeitblätter, ich unterrichte mich über mancherlei, ich lese wohl auch geistliche Bücher; nehme ich aber zu an Weisheit? Ich wachse vielleicht in der Beliebtheit bei den Menschen, ich erwerbe neue Bekanntschaften und Connexionen, ich wachse also an Gnade oder Gunst der Menschen; wachse ich auch in der Gnade Gottes? — Wir wollen zum Knaben Jesus unser Auge erheben, dieser wird uns darüber belehren. Er ist ein Kind: doch sein milder Ernst und seine erhabene Ruhe straft alle alten Kinder und kindischen Alten. Er ist un-

ser Herr und Gebieter: aber seine kindliche Demuth und Einfalt verurtheilt jede Hoffart und jedes anmaßende, hochtrabende Unwesen. O Spiegel aller Sitte und Wahrheit, o Glanz des ewigen Lichtes, o wahre und ewige Schönheit, sende die Strahlen deiner Gnade in unser Herz, und führe uns aus Blendwerk und Finsterniß in deine süße Klarheit! Amen.

IV.

Am ersten Sonntage nach Epiphania.

„Jesus ging mit ihnen hinab nach Nazareth, und war ihnen unterthänig.“ (Luc. 2, 51.)

Eingang.

Die heilige Kirche zeigt uns im Advente die Zukunft des Herrn und das Geheimniß seiner Menschwerdung, am heiligen Christtage seine Geburt, am achten Tage nachher sein erstes Erlösungswerk und seinen Namen, am Feste der Erscheinung seine Offenbarung zu den Völkern, am Feste der unschuldigen Kindlein seine Flucht nach Aegypten, am heutigen Sonntage sein Jugendleben seit der Rückkehr aus Aegypten bis zum dreißigsten Jahre. So ist dann der Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung schon gegeben: Jesus in den Verhältnissen seines Knaben- und Jünglingsalters, seines stillen und einsamen Lebens in Nazareth, und seiner Unterthänigkeit. Wohl eine Aufgabe, die unsre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt!

»Drei Dinge, so lesen wir in den Sprüchen Salomo's, sind mir schwer zu verstehen, das vierte

aber ist mir gänzlich unbekannt: der Weg des Adlers im Himmel, der Weg der Schlange auf dem Felsen, der Weg des Schiffes durch die Mitte des Meeres, und der Weg des Mannes in seiner Jugend.« Werden zwar diese Worte verschiedentlich erklärt, so beziehen die Väter sie doch vorzüglich auf Christum. »Der Mann, dessen Jugendwege nicht zu erforschen sind, sagt Ambrosius, ist Christus, denn wer kann beurtheilen und fassen, was für Werke er gethan?« Die Jugendwege Christi sind uns schon deßhalb unbekannt, weil die Evangelien so wenig davon berühren; aber auch seine übrigen drei Wege, die jener Salomonische Spruch beschreibt, sind schwer zu verstehen: der Weg des Adlers im Himmel, nämlich sein inneres Leben; der Weg der Schlange auf dem Felsen, welcher sein äußeres Leben, endlich der Weg des Schiffes durch das Meer, welcher sein Menschen erlösendes und weltgeschichtliches Leben bezeichnet. Alles dieses wollen wir nun näher ins Auge fassen.

Den Weg des Adlers im Himmel zeigt uns das Leben des jugendlichen Erlösers in der Höhe des Gebets und der Anschauung Gottes. »Der von oben ist, sprach Johannes Baptista von ihm, ist über Alle; der vom Himmel gekommen, ist über Alle.« Wer begreift wohl jemals sattsam das wunderbare Daseyn des ewigen Wortes auf Erden? es wandelte auf Erden, und herrschte doch im Himmel, es erschien in der Zeit, und blieb in der ewigen Glo-

rie, weßhalb auch Jesus den Sohn des Menschen sich nennet, »der vom Himmel herabgestiegen und im Himmel ist.« So war dann die Seele Jesu, in der Einigung mit dem Worte, der Adler, der zwischen Himmel und Erde schwebte, und mit Alles durchdringendem Auge sowohl die Klarheit Gottes, als die Finsternisse des menschlichen Elends sah, um, wie schon Moses lehrte, die Seinigen empor zu tragen auf seinen Fittigen »gleich dem Adler, der seine Jungen zum Fluge ermuntert.« (Deut. 32.) Unser Wandel, sagt der Apostel, ist im Himmel, wo Christus zur Rechten des Vaters thront; von dort soll Licht und geistige Freude uns nähren; wie aber wird dieß geschehen, wenn wir nicht jedem Tage eine kleine Zeit abgewinnen, die wir dem Gebet und der Betrachtung weihen? Denn wie anders soll die Seele sich erheben, und ihre geistigen Fittige entfalten, um ihrer dereinstigen himmlischen Freiheit fähig zu werden? Viele Christen freilich, wie man ehedem in gut altdeutscher Weise zu sagen pflegte, bedienen sich ihrer Flügel nur, um wie Strauße, Trappen und Gänse auf der Oberfläche der Erde fortzuschurren. Wie die Gänse (dieß ist ein altdeutsches Bild) von ihrem Strohlager zur Wiese, von der Wiese zum Bache, vom Bache zur Wiese, und von da wieder zum Stroh zurück schleichen, so wandern viele Christen vom Bette zum Ofen, vom Ofen zum Fenster, vom Fenster zu Tische, vom Tische zum Spiele, und

vom Spiele zu Bette, und, wenn sie Gott nicht heimsucht und züchtigt, endlich dorthin, wo die Trägheit mit den übrigen Lastern in Einen Abgrund zusammen fließt. »Empor die Herzen«, (sursum corda) wird bei der heiligen Opferhandlung gerufen; wohin? wo Christus thronet zur Rechten des Vaters. Es gibt Leute, die solche Forderungen übertrieben nennen; allein über jedes rechte Maß getrieben ist vielmehr jegliche Aeußerung des Hochmuthes. Empor die Herzen, und nicht zu Gott, ist (wie Augustinus lehrt) Hoffart, Erhebung des Herzens zu Gott ist Innerlichkeit und Demuth. Wie demuthvoll ist Jesus in seinem äußerlichen Erscheinen, wie klein vor den Menschen in seiner Heimath und Lebensweise? In diesen äußerlichen Verhältnissen seines Lebens ist sein Weg der Weg der Schlange auf dem Felsen. Ihn, wie er selber lehrt, hat die Schlange vorbedeutet, die Moses in der Wüste erhöhte, denn er wollte, in der Gestalt des Sünders, am Kreuze erhöhet werden, um die Sünde selbst zu tilgen. Wie die Schlange an verborgenen schattigen Orten, hart am Boden sich aufhält, so wohnte der Gebieter der unermeßlichen Himmel auf den felsigen Höhen von Nazareth, dem verachtetsten Städtlein Galiläa's, so daß die Juden höhnisch von ihm bemerkten: »kann von Nazareth auch etwas Gutes kommen? Und selbst in diesem Orte erwählte er sich die armseligste Hütte, als den Palast der Dürftigkeit, wo er im Schatten der Verborgenheit

lebte, ohne je einen Strahl seiner göttlichen Macht hervorleuchten zu lassen. Betrachten wir dieß einmal ganz nach menschlicher Weise; denken wir uns eine fürstliche Jungfrau von höchstem Range und Reichthum, die nur eine Woche lang, bei gemeiner Arbeit, unter Bauernmägden leben soll, oder einen gelehrten, feingebildeten und vornehmen Mann mitten unter tölpischen und ganz unwissenden Menschen, wie schwer wird es diesen fallen, sich so zu verläugnen, daß sie von ihren Vorzügen nichts erwähnen und merken lassen? Wir staunen die, freilich kaum nachzuahmende, Selbstverläugnung jenes heiligen Jünglings Alexius an, der Jahre lang im Hause seines reichen und vornehmen Vaters zu Rom unter der Stiege wohnte, und von den Dienern oft verhöhnt und übel behandelt wurde, ohne sich je zu erkennen zu geben. Allein über alles dieß erstaunenswerth ist die demüthige Verborgenheit Christi, und jene gränzenlose Herablassung zu den Menschen, durch welche er das Recht auf ihre ganze Liebe erworben. Alphonsus, König von Arragonien, war bei den Großen des Reiches von Neapel lange gehaßt oder gefürchtet, als sie ihn jedoch einst, während der Jagd, in einem Forste fanden, wo er eben einem armen Köhler sein Maulthier aus einer Grube herausziehen half, da fingen sie an, ihn aufrichtig zu lieben. Wie unendlich liebenswürdig ist nicht Jesus erst, der seine himmlische und ewige Königswürde verborgen und sich selbst vernichtet hat, um

seinen treulosen Geschöpfen beizustehen, und aus dem trostlosen Verfalle sie wieder aufzurichten?

Aber diese unaussprechliche Demuth konnte vorzüglich nur durch den Gehorsam sich kund geben, und darum wird auch sein Leben dem Wege des Schiffes durch's Meer verglichen. Das Meer mit seinen Wogen und Brandungen und lauernden Ungeheuern ist die Welt; das Schiff, das alle, die sich ihm anvertrauen, an das Gestade des ewigen Friedens führt, ist bekanntlich die neue Arche Noah's, die Kirche; sein Steuerruder aber Gelehrigkeit und Gehorsam. Auf dem Gehorsam beruht der Glaube und die Beobachtung der Gebote des Heils, im kindlichen Gehorsam bestehet alle Gottesliebe, der Gehorsam ist das Band, welches die christkatholische Menschengesellschaft vereint und ordnet, der Gehorsam ist die Tugend der Engel, und die Grundlage aller menschlichen Tugenden; der Gehorsam Jesu gegen seinen ewigen Vater ist die reiche Quelle des ganzen Erlösungswerkes. In diesem Gehorsame, kraft dessen er die Knechtsgestalt angenommen, und den Menschen gleich sich gemacht, hat er auch diesen letzteren sich unterworfen, und das kleine Haus zu Nazareth war der wunderbare Schauplatz, wo die Engel den Sohn Gottes in kindlicher Untergebenheit sahen. Wer hätte in diesem Hause gebieten, wer gehorchen sollen? Jesus wollte nicht gebieten, weil er hier der Sohn war; Maria eben so wenig, denn war schon Jesus wahrhaft ihr Sohn, so be-

trachtete sie ihn doch als ihren Herrn, und war schon Joseph nur der Pflegevater Jesu, so war er doch ihr rechtmäßiger Gemahl, dem der Vorrang gebührte. Joseph also sollte im Hause gebieten, aber wie war ihm dabei zu Muthe? er fühlte seine Nichtigkeit in der Gegenwart Jesu, er wußte auch gar wohl, wie weit er seiner hehren Gemahlinn an Würde nachstand. So waren also drei Gebieter im Hause: Jesus durch seine göttliche Würde, Maria durch ihre wunderbare Mutterwürde, Joseph durch sein erhabenes Amt, das ihm als Gemahl der Jungfrau und Nährvater Jesu gegeben war. Wer von den Dreien sollte gehorchen? Allerdings derjenige, der in der Tugend des Gehorsams der vollkommenste war; Jesus war es, welcher den beiden andern sich unterwarf. Und wenn er, bei einer einzigen Gelegenheit, ihnen nicht zu gehorchen schien, da er nämlich einsam im Tempel zurück blieb, so geschah dieß im höhern Gehorsam gegen seinen ewigen Vater, dem er kaum eine Zeitlang sich gewidmet hatte, als er mit ihnen wieder nach Nazareth zurückkehrte, wo er, ihnen unterthänig, seine ganze Jugend zubrachte, zunehmend an Weisheit, Alter und Gnade, vor Gott und vor den Menschen.«

Wie aber sind diese Worte zu verstehen? wie kann derjenige an Weisheit zunehmen, in welchem alle Reichthümer der Weisheit und Wissenschaft Gottes ruhen? wie an Gnade, in welchem die Fülle der Gottheit körperlich wohnet? Allein wir kehren

zu unsrem räthselhaften Spruche zurück: »drei Dinge sind mir schwer zu verstehen, das vierte aber ist mir gänzlich unbekannt: — der Weg des Mannes in seiner Jugend.« Als der zweite und himmlische Adam, als der Vater des Menschengeschlechtes nach der Ordnung der Gnade, als der Wunderbare und Starke, wie ihn Isaias schon als Kindlein nennt, der als Kindlein schon Gott und Mensch war in unzertrennlicher persönlicher Einheit, war Christus schon in seiner Kindheit ein Mann zu nennen, und in der That, in seinem zwölften Jahre bereits, offenbarte er sich als derjenige, der göttliches und menschliches Selbstbewußtseyn in sich vereinigte, und rein seiner göttlichen Sendung, seines höchsten Berufes nur eingedenk war. Wer aber vermag dieses Geheimniß ganz zu durchdenken und zu begreifen? und wer durchforschet den Weg dieses Mannes, des himmlischen Adam, in seiner Kindheit und Jugend? Dreißig Jahre war er verborgen, nur drei Jahre war er öffentlich thätig. In diesen drei Jahren umstaltete er die Welt, zerstörte die Abgötterei und das Reich des Satans, gründete die Kirche, und eröffnete Allen, die da wollen, die Pforten des Himmels. Was that er aber in den früheren dreißig Jahren? Und wir werden antworten und sagen: ganz dasselbe, was er in den letzten dreien gethan, und in Bethlehem schon dasselbe, was auf dem Calvarienberge; denn sein Hauptgeschäft war die Uebung des Gehorsams. Den Ge-

horsam, sagt der h. Leo, hat der Herr vom Mutterleibe an bis zum Kreuzestode erwählet und gelehret. »Ich bin vom Himmel herabgestiegen, sagt er selbst, nicht um meinen Willen zu thun, sondern desjenigen, der mich gesendet hat.« Diesen Gehorsam nannte er seine Speise und Erquickung, in ihn setzte er das ganze Verdienst seines Lebens.

Und da wir dieß alles betrachtet, wie stehen die gewöhnlichen Christen ihm gegenüber? Der Gehorsam gegen Gott ist ihr geringster Kummer, darum fehlt ihnen auch der innerste Geist des Glaubens und der wahren Tugenden. Und diese Namenchristen, was wandern sie für Wege? Auch ihr Lebensweg ist zuweilen ein Weg des Adlers in der Luft, aber nur durch dünkelvolle Anmaßung, durch den Aufschwung erhabener Gefühle, die bald wieder in Nichts zurücksinken, oder hochfliegender Gedanken, die ins Leere vergehen; öfters auch vielmehr ein Weg des Geiers in der Luft, lauernd, witternd, spähend, wo sich etwa eine Beute der wilden Lust oder der Habsucht finde. Auch ihr Weg ist oftmals jener der Schlange zwischen dem Gestein, aber ein Weg der Kriecherei, des schlauen und niedrigen, eigennützigen oder gehässigen Schleichens. So läßt sich ihr Leben auch dem Wege des Schiffes durchs Meer vergleichen, doch eines solchen nur, das mit unnützen Waaren beladen ist, und ohne Compaß und Steuerruder vom Winde und den Wellen umhergetrieben wird. Und frägt sichs endlich, ob auch

»der Weg des Mannes in der Jugend« ihnen eigen sei? so geben davon die jungen Leute Zeugniß, die so eigenmächtig, vorlaut und absprechend sich benehmen, als wären sie in der Wiege schon Männer gewesen. Wie wird aber der erwachsene und alternde Christ nach dem Vorbilde Jesu wandeln, wenn er nicht, als jugendlicher Christ, dem jugendlichen Jesus nachgefolgt ist? Eben deßhalb heißt es im Psalme: »lobet ihr Knaben den Herrn, lobet den Namen des Herrn!« Denn mit kindlicher Ehrerbietung und Treue sollen wir Jesum lieben und preisen. Euer Alter, sagt Augustinus, soll kindlich seyn, eure Kindlichkeit die Reife des Alters haben; d. h. eure Weisheit soll demüthig seyn, aber eure Demuth nicht ohne Weisheit. Und so geht diese Aufforderung des Psalmes uns alle an: »Lobet ihr Knaben den Herrn, lobet den Namen des Herrn! der Name des Herrn sei gelobet nun und in Ewigkeit!« Amen.

V.

Am zweiten Sonntage nach Epiphania.

„Dieß erste Wunderzeichen that Jesus zu Cana in Galiläa, und offenbarte seine Glorie, und seine Jünger glaubten an ihn.“ (Joh. 2, 11.)

Eingang.

Die heilige Kirche hat den heutigen Sonntag der Feier des größten Namens gewidmet, des heiligsten Namens Jesus. Warum eine besondere Festlichkeit zur Verehrung dieses Namens? Weil »im Namen Jesu alle Knie sich beugen, der Himmlischen, der Irdischen, der Unterirdischen,« und ferner »weil kein andrer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben ist, durch welchen man könnte selig werden.« Wir sehen uns aber unter den Christen unsrer Tage um, und bemerken gar bald, daß sich im Namen Jesu alle Knie nicht beugen, und daß gar Viele behaupten und meinen, auch ohne diesen Namen selig zu werden. Was ist die Ursache dieser zahlreichen Ausnahmen von der einzig echten Regel des Lebens? Allerdings der Unglaube. Womit rechtfertigt sich dieser Unglaube? Mit falschen Auslegungen und verschobenen Deutungen der Schrift und

der Evangelien. Wo zeigte Jesus zum ersten Male eine Macht, die seiner göttlichen Natur Zeugniß gab? In der Begebenheit, die das heutige Evangelium erzählt. Welches Evangelium diente von jeher den Irrlehrern zu ihren Fälschungen? Eben dieses. Die Manichäer machten sich über die Worte Jesu her: Was ist zwischen mir und dir? und suchten daraus zu beweisen, daß Maria nicht seine Mutter war, obwohl sie in dem nämlichen Evangelium zweimal so genannt wird. Andre, wie uns Origenes und Hieronymus berichten, schlossen aus diesen Worten, daß Maria vor andren Frauen keinen Vorzug habe. Die Priscillianer hatten ihr Wohlbehagen an den Worten: »meine Stunde ist noch nicht gekommen,« denn sie entnahmen daraus den Beweis für ihre Lehre von der Constellation. Viele Schrifterklärer der letzten Jahrhunderte blieben bei der wichtigen Beherzigung stehen, daß Jesus seine Mutter »Weib« genannt habe, und dieß zwar mit einem Ausdrucke der Verachtung; um daraus zu erweisen, daß ihre Verehrung und Anrufung dem Geiste des Evangeliums zuwider laufe. Rohe oder pöbelhafte Menschen finden an diesem Evangelium manchen plumpen Scherz, weil darin vom Weine und vom Trinken die Rede ist. Und manche schale Vernünftler scheinen vollends persönlich, oder doch im Geiste, zugegen gewesen zu seyn, als zu Cana Hochzeit gehalten ward; sie haben dazumal zugesehen, wie einige Jünger in der Stille einen Karren mit Wein

in die Hausflur geführt, und somit dem Wunder, worüber die einfältigen Gäste staunten, hülfreiche Hand geboten haben! Wehe der Welt vor solchen Schriftgelehrten, und vor so anmaßendem, altklugem Wahnwitz! Um vor solchen Irrungen uns zu verwahren, wollen wir Schritt für Schritt unser Evangelium durchgehen, wir wollen einsehen lernen, ob es Steine des Anstoßes aufweise, und welche Geheimnisse es in sich fasse; vorher aber die Wohlthäterinn und Fürbitterinn des menschlichen Geschlechtes um ihre Fürsprache anrufen.

In der Felsenhöhle zu Bethlehem, im Tempel zu Jerusalem, in den Wüsten Aegyptens, im Hause von Nazareth haben wir bisher, seit der Weihnachtzeit, die heilige Familie, Jesus, Maria und Joseph, immer beisammen gefunden. Allein das verborgene Leben Christi ging, in seinem dreißigsten Jahre, nun zu Ende. Entschlummert war sein Pflegvater Joseph und hinüber gegangen, ein Freudenbote, zu den harrenden Patriarchen der Vorzeit; die heiligste Jungfrau und Mutter war nun auch Witwe geworden, und dieß auf zweifache Weise, da auch ihr Sohn und Tröster die stille Heimath verließ, um seinem Lehramte sich zu widmen. Bereits hatte er von Johannes die Taufe empfangen, die vierzigtägige Einsamkeit in der Wüste vollendet, und seine ersten Jünger, Andreas, Petrus, Philippus und Nathanaël zu sich berufen, als er

am dritten Tage nach der Erwählung des Andreas, zur Hochzeit von Cana geladen wurde, woselbst seine Mutter ihn erwartend, schon zugegen war. Da erhebt sich nun fürs Erste die Frage: warum ging Jesus zum hochzeitlichen Mahle? warum begann er mit diesem seine Laufbahn? warum war auch seine Mutter daselbst? O demüthige Jungfrau, o demüthigster Jesus! Die erste und nächste Ursache beruht in seiner Demuth. »Das Wort des Lebens, sagt Johannes, das beim Vater war, das von Anfang war, hat sich uns offenbart, und wir haben es gesehen mit unseren Augen, und gehört, und mit unseren Händen angefaßt.« Das menschgewordene Wort, aus der Jungfrau geboren, ist auch ein Mitglied jener Familie geworden, welcher Maria angehörte. Mit dieser einst glänzenden, nun verarmten Familie lebten Jesus und Maria in traulichem Einvernehmen, und eben diese war es auch, welche die Hochzeit zu Cana feierte, denn der Bräutigam war Simeon, ein Bruder der Apostel Jacobus des Kleinern und Thaddäus, und ein Sohn des Cleophas, eines Brudes des heiligen Joseph *). So erwies dann der Herr seinen armen irdischen Blutsverwandten die Ehre, an ihrer Festlichkeit Theil zu nehmen, und gleichwie er es nicht unter seiner

*) Andre Ausleger meinen, der Bräutigam sei Simon von Cana, der Apostel gewesen, den Christus in der Folge berufen.

Würde gefunden, die Gestalt eines Knechtes anzunehmen, so würdigte er sich auch, wie Chrysostomus sagt, zum Hochzeitsmahl der Knechte zu kommen. Denn er hatte ihnen ja bereits eine unendlich größere Ehre erwiesen, indem er gerade diese Familie zu seinen Blutsverwandten erwählte, um durch sie mit dem ganzen Menschengeschlechte sich zu einigen! Und hiemit ist schon die zweite Ursache seiner Theilnahme an diesem Feste bezeichnet. In ihm selber nämlich war jene erhabene und wunderbare persönliche Einigung, die man in ihrer Innigkeit eine Vermählung des göttlichen Wortes mit der Menschheit nennen kann, und aus welcher neuerdings die Vermählung des Gottmenschen mit dem gesammten Menschengeschlechte (in der Kirche) hervorging, so wie seine Vermählung mit jeder einzelnen Menschenseele, die ihm zugewandt, und auf ihre Heiligung bedacht ist. Selber demnach der himmlische Bräutigam, wie auch Johannes von ihm bezeuget hatte: »dem die Braut gehöret, dieser ist der Bräutigam,« erschien er bei dem Hochzeitfeste, um die irdische Ehe, von welcher die Fortentwicklung des Menschengeschlechtes bedingt ist, auch für das Reich der Gnade zu heiligen.

Welch ein erhabenes Fest also war jenes hochzeitliche Fest zu Cana! Der Herr und Erlöser des Menschengeschlechtes, der gekommen ist, alles zu erneuern, war persönlich dabei zugegen, und mit ihm seine hehre, jungfräuliche Mutter, und die Erst-

linge seiner Apostel; ja der Bräutigam selbst war jener ehrwürdige Mann, der in späterer Zeit seinem Bruder Jacobus als zweiter Bischof von Jerusalem nachfolgte, und in harter Zeit den Kampf für die Wahrheit bestand. Hier war freilich von jener lauten und tobenden Fröhlichkeit nichts zu gewahren, die sonst bei Hochzeitmahlen pflichtmäßig unterhalten wird, aber der himmlische Friede, der aus dem Antlitz des großen Gastes strahlte, webte über die Anwesenden, seine Worte bewegten alle Herzen, und es ist leichtlich zu ermessen, daß Speise und Trank das geringste war, was bei diesem Mahle erfreuete; inzwischen da es dürftige Leute waren, und die Bewirthung spärlich, gebrach es, bei aller Mäßigkeit, bald am Weine; ein an sich sehr geringfügiger Umstand, der jedoch hier von mehr als Einer großartigen Bedeutung war. Denn abgesehen davon, daß er die Gelegenheit gab, wo die göttliche Macht und Wesenheit Christi, und zwar auf Fürsprache seiner Mutter, zum ersten Male sich offenbarte, so scheint in ihm auch eine ernste Warnung für alle hochzeitlichen Feste zu liegen: die Warnung, sie nicht mit Prunk und rauschender Freude zu überladen, weil nur allzubald der Wein versiegen, und auf das vorlaute Frohlocken Betrübniß folgen kann. Wird auch der Hochzeitstag mit Recht ein Ehrentag genannt, wenn anders Christus durch seine gnadenreiche Gegenwart das Fest beehret, und wird die sittsame, treue Liebe, die zwei Personen

in Christo vereinet, mit Recht einem edlen Weine verglichen, so ist es eben deßhalb die Gottesfurcht vor allem, und eine gemäßigte, nicht ohne Wehmuth denkbare Freude, die solch einer Festlichkeit gebührt, denn ernst ist der Weg, dessen Anbeginn sie feiert, schwer die Pflichten, die sie den Neuvermählten auflegt, und vielfach die Trübsale, die der letzteren harren. Wenn Leichtsinn, lärmende Freude und anmaßende Hoffart dabei ihr Spiel haben, wird nicht der Wein erträumter Glückseligkeit gar bald zu Wasser werden? Lehrt nicht die traurige Erfahrung es allenthalben? — Bei dem Hochzeitmahle zu Cana geschah dieß freilich nicht im bildlichen, sondern bloß im buchstäblichen Sinne; in der Gegenwart Christi war an keine so schwelgerische Vergeudung zu denken, auch waren keine andere als höchst nüchterne und mäßige Gäste zugegen, dennoch gebrach es gar bald am Weine, weil die Dürftigkeit hier zu Hause war. Und die heilige Jungfrau, die nicht umsonst von der Kirche als die Milde und Gütige gegrüßet wird, sah diesen Mangel wohl, und sah auch die Beschämung und Trauer des Bräutigams, daß er seine Gäste nicht besser zu bewirthen vermochte, da wendete sie ihr Auge flehentlich und vertrauensvoll zu ihrem Sohne, und sprach zu ihm leise: »sie haben keinen Wein.« Siehe (wie Cyrillus und Chrysostomus erklären) die Noth unsrer Anverwandten, und komme ihrer Beschämung zu Hülfe, du vermagst ja, was du willst, und so ge-

ziemet es deiner Macht und Güte! In ihrer demuthsvollen Bescheidenheit fordert sie nichts, bittet auch nicht ausdrücklich, sie stellt ihrem Sohne bloß die vorhandene Noth vor, wie späterhin auch Martha und Magdalena thaten, da sie von ihrem Bruder Lazarus ihm berichteten: »Herr, den du liebest, ist krank!« Auch war es der Mangel der Anderen nur, auf den sie ihn aufmerksam machte; sie sagte nicht: wir haben keinen Wein, sondern: sie haben keinen. Wie verdiente sie dann eine Antwort, die ihrer Härte nach einem Verweise ähnlich scheint? »Weib, erwiederte Jesus, was ist zwischen mir und dir? meine Stunde ist noch nicht gekommen!«

Allein, wenn diese Worte, so wohl nach ihrer einzelnen Bedeutung als nach ihrem Inhalte, genauer erwogen werden, so findet es sich, daß sie durchaus ohne Härte sind, daß es damit weder auf einen Verweis noch einen Vorwurf abgesehen war, und endlich, daß sie auch keine abschlägige Antwort enthielten. Und zwar sind diese Worte erstlich frei von aller Härte, weil sie in der Ursprache eine ganz milde Redensart bilden, die man in den Büchern des alten Bundes oftmals findet. So z. B. sprach die Witwe von Sarepta zu Elias: »was ist zwischen mir und dir, Mann Gottes, bist du gekommen, damit Gott mich strafe?« denn sie hielt sich als Sünderinn seiner Gegenwart nicht würdig, und diese Worte waren also Ausdrücke der Ehrfurcht.

Auch der Name »Weib« war im morgenländischen Sprachgebrauche nicht gemein, und, wie etwa in unsrer Sprache, unehrerbietig, sondern sagte dasselbe, was wir mit dem Namen »Frau« bezeichnen. Was bedeuten aber diese Worte hier, im Munde Christi? Sie beziehen sich auf seine volle gottmenschliche Hoheit und Würde. »Du forderst (wie der heilige Beda erklärt) Wunder von mir? aber was ist zwischen dir und mir? die göttliche Natur, durch welche ich die Macht habe, Wunder zu wirken, ist aus dem Vater und ewig, nicht aber in der Zeit und aus dir.« Hier also handelt es sich nicht sowohl um die Wünsche deines Herzens, als um den Willen meines Vaters; noch aber ist meine Stunde nicht gekommen, noch habe ich den Menschen mich nicht offenbaret, meine Jünger nicht alle versammelt, meine Taufe nicht eingesetzt, noch ist die Zeit nicht gekommen, meiner Lehre durch Wunder ein göttliches Zeugniß zu geben! Hierin also liegt die zweite Ansicht, die wir vom Sinne dieser Antwort aufzufassen haben: daß sie nämlich keinen Vorwurf enthielt, sondern eine höhere Andeutung ausdrückte. Und daß sie endlich nichts weniger als abschlägig gewesen sei, dieß wie das Uebrige verstand die weise Jungfrau wohl, sie wußte und hatte es erfahren, daß ihr Sohn, obgleich unendlich größer als sie, dennoch als seine Mutter sie ehrte, sie wußte und erkannte, daß sie ihn auch dießmal nicht umsonst gebeten, und in dieser Zuversicht setzte sie

keine neue Bitte hinzu, sondern wendete sich zu den Dienern am Tische und sprach: »alles, was er euch sagen wird, das thut.« Und was sagte, was unternahm ihr Sohn? Es standen daselbst sechs steinerne Wasserkrüge, darin jeder zwei oder drei Maße enthielt, weil es, nach dem Gesetze der Pharisäer üblich war, während der Mahlzeit öfters die Hände zu waschen. Jesus aber gebot, die Krüge mit Wasser anzufüllen, und sie fülleten sie bis an den Rand. Da sprach Jesus: schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister, d. h. schöpfet aus diesen großen Gefäßen in kleinere über, und bringet sie dem Speisemeister, damit er, was nun darin ist, koste, und den Gästen ausspende. Denn da er diese Worte sprach, hatte er bereits die ganze Wassermasse (die in jedem dieser Krüge bei 120 Pfunde betrug) in köstlichen Wein verwandelt. Wozu aber eine solche Verwandlung? hatte er nicht Macht, auch die leeren Krüge plötzlich mit Wein zu füllen? Noch wunderbarer, sagt Chrysostomus, wäre dieses Werk gewesen, doch hätte es minder glaublich geschienen. Und ferner erinnern die Väter hier an die Wahrheit, daß nach Vollendung des Schöpfungswerkes kein Wesen der Natur mehr aus dem Nichts ins Daseyn gerufen, sondern nur durch Fortbildung und Umstaltung aus schon vorhandenen Substanzen entwickelt wird. Durch dieses Wunder, wie Chrysostomus bemerkt, zeigte Jesus, daß Er es sei, welcher das Wasser, so aus dem Regen

und Thau und den Säften der Erde in den Weinstock empor steigt, in Wein verwandelt, nur daß, was in diesem Falle einer längern Zeit bedarf, bei dem Hochzeitsmahle zu Cana in einem Augenblicke geschah. Aber er wandelt nicht allein, als Herr der Natur, Wasser in Wein, sondern auch, als Herr und Spender der Gnade, Wein in Blut. Als er sein Erlösungswerk vollendete, wandelte er beim Abendmahle Wein in Blut; als er dieß Erlösungswerk anfing, wandelte er das kraftlose Gesetz in Gnade und Leben, und das Wasser in köstlichen, belebenden Wein. Wie nun aber der Speisemeister von diesem Weine kostete, dessen Quelle er nicht kannte, rief er den Bräutigam und sprach: Ein jeglicher setzet seinen Gästen zuerst den guten Wein vor, und wenn sie trunken sind, den schlechtern, du aber hast den guten Wein bis jetzt bewahret. Nicht als ob dieser Ausdruck »trunken« hier seine gewöhnliche Bedeutung hätte, denn wäre dieß der Fall, so würde Jesus, der in der Gemeinschaft der Schlemmer nicht weilet, dieß Wunder nicht gewirkt haben, allerdings bezeichnet es hier bloß eine aufgeheiterte, fröhliche Stimmung. Dieß vorausgesetzt, hat jene Bemerkung des Speisemeisters eine tiefere Bedeutung, als er selber es ahnen konnte; denn offenbar zeiget sie den Unterschied zwischen der Ordnung im Reiche der Welt und Natur, und jener im Reiche der Gnade. Die Welt und die Sinnlichkeit bieten dem Menschen anfangs

nichts als Süßes und Schmeichelndes an, so wie er aber sich damit betäubet und berauscht hat, kommt immer mehr das Schlechtere und Widerwärtige nach, von Verdruß und Ekel begleitet; die Gnade hingegen reicht uns Anfangs den minder ergetzlichen ja arzneilichen Kelch der Gottesfurcht, der Reue, der Buße und Enthaltsamkeit, in der Folge aber manch einen süßen Trost des innern Friedens, und endlich jene unaussprechliche Seligkeit, von welcher die Schrift sagt: »sie werden trunken seyn von der Fülle deines Hauses, mit den Strömen deiner überschwenglichen Freude wirst du sie erquicken!« Dieß anzuzeigen, hatte auch Jesus seine erquickende Wundergabe bis zum Ende des Mahles verschoben. Als er sie aber spendete, und dieß sein erstes Wunderzeichen wirkte, offenbarte er freilich auch seine Glorie, und seine Jünger fingen erst nun an, lebendig an ihn zu glauben. Wie staunten sie nicht Alle, und dankten ihm, und betrachten ihn von nun an mit höchster Ehrerbietung! Jesus aber verließ sie, weil er, so lange er auf Erden wandelte, die Ehre floh: doch gebühret die Ehre Ihm allein und seinem heiligen Namen, der Wunder wirket im Himmel und auf Erden. Wollen auch Wir in seinem Namen Wasser in Wein verwandeln? Was wir wirken im Namen Jesu, erhält das lebendige, unsterbliche Verdienst der Liebe; was wir in unserm Namen thun, wird zu Wasser und versinket in die Erde. Fühlen wir uns aber kraftlos zu aller Erhe-

bung des Geistes und arm am Eifer der Liebe, so folgen wir dem Rathe des heiligen Bernardus, und wenden zu Maria uns, damit sie unsre Fürsprecherinn bei Jesu sei, und neuerdings ihm sage: »Sie haben keinen Wein,« es fehlt ihnen an Andacht, Leben und Liebe. Wird sie erhöret werden? Ja, allezeit. Aber damit uns zu Theile werde, was sie für uns anspricht, welchen Auftrag wird sie uns geben? Sie wird auch zu uns die großen Worte sprechen: »Alles was er euch gebeut, das thuet.« Seine Gebote haltet, seinen Willen erfüllet, seinem Beispiele folget, in seinem Namen betet, in seinem Namen verzeihet, seines Namens euch nicht schämet, seine Gnade bewahret! — Ja, o Mutter Jesu, so ist es unser Vorsatz. Amen.

VI.

Am Feste des heiligsten Namens Jesu.

(Am 2. Sonntage nach Epiphania.)

„Niemand vermag zu sagen: Herr Jesus, es sei dann im Heiligen Geiste.“ (1. Cor. 12.)

Eingang.

Das Fest des heiligsten Namens Jesu, das wir heute feiern, ist das Namensfest aller Christen. Denn »in diesem Namen, der über alle Namen ist, müssen alle Knie sich beugen, der Himmlischen, der Irdischen und Unterirdischen. Und es ist kein andrer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in welchem man könnte selig werden.« Es ist der Name des himmlischen Menschen, unseres Vaters im Geiste, der Name des Gottmenschen, durch welchen allein wir die Fülle des geistigen Lebens haben. Die Heiligen der Vorzeit sahen ihn, den kommenden Erlöser, doch seinen Namen nannten sie nicht. Sein Name, sprach Isaias, wird seyn: Wunderbarer, Rathgeber, Starker, Fürst des Friedens. Dieß ist der Name, sprach Jeremias, womit man ihn nennen wird: unser Herr, der Gerechte. Siehe

den Mann, so verkündete Zacharias: der Aufgang ist sein Name. Nicht die Propheten also, sondern, wie es im heutigen Evangelium berichtet wird, der Engel des Herrn sollte diesen Namen offenbaren. »Fürchte nicht Maria, denn du hast Gnade bei Gott gefunden: du wirst empfangen und einen Sohn gebären, den sollst du Jesus nennen.« Fürchte nicht, sprach er auch zu Joseph, deine Gemahlinn anzunehmen, denn was in ihr lebet, ist vom heiligen Geiste; sie wird aber einen Sohn gebären, den sollst du Jesus nennen, denn er wird sein Volk von der Sünde erlösen.« Welch ein erhabener Name, den Sehern der Vorzeit verborgen, durch einen himmlischen Geist den heiligsten aller Menschen mitgetheilt? »Niemand, so lehrt Paulus, Niemand vermag zu sagen: Herr Jesus, es sei denn im heiligen Geiste.« Niemand vermag diesen Namen würdig auszusprechen, in gläubiger Liebe, in Ehrfurcht und Vertrauen, es sei dann durch die Gnade des heiligen Geistes. Dieß ist es, was wir heute vorzugsweise erwägen wollen. Niemand kann sagen: Herr Jesus, es sei dann im heiligen Geiste, denn dazu gehört, daß man den Namen Jesu verstehe. Niemand kann sagen: Herr Jesu, es sei denn im heiligen Geiste; denn dazu wird erfordert, daß man den Namen Jesu liebe. Von dieser Kenntniß von dieser Liebe, soviel als in Kürze sich sagen läßt.

1.

In vielfältigen Benennungen pflegen wir den Urheber und Gebieter aller Dinge anzurufen, von welchen einige seine innerste Wesenheit und Vollkommenheit, andre sein Verhalten gegen uns, als seine Geschöpfe bezeichnen. Was wir von seiner eigenen Wesenheit wissen, ist theils was die Offenbarung uns lehrt, und was der denkende Geist als nothwendig und unwiderleglich mit Freuden anerkennt, nämlich seine dreipersönliche Einheit; theils, was der denkende Geist ohne sonderliche Mühe erkennt und einsieht, und dieß sind meistens Erkenntnisse von dem, was Gott nicht ist. Gott ist nicht endlich und bedingt, wie die Geschöpfe, sondern unendlich; er ist ohne Gränzen im Raume, also unermeßlich, ohne Gränze in der Zeit, ohne Anfang, also ewig. Jene Vollkommenheiten aber, die in der Liebe- und Machterweisung Gottes gegen seine Geschöpfe sich äußern, nennen wir Allmacht, Vorsehung, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, oberste Herrschaft, daher wir auch gewohnt sind, ihn den Allmächtigen, Allwissenden, den Herrn, den Gerechten und Barmherzigen zu nennen. Alle diese Namen, sagt Bernardus, tönen mir zugleich ins Ohr, wenn ich den einzigen Namen Jesus höre. Denn wie es vom Propheten Elias erzählet wird, da er auf dem Berge Horeb stand: nicht im Sturmwinde offenbarte sich ihm der Herr, nicht im Erdbeben, nicht in der Flamme, sondern im Säuseln einer milden

Luft; dieß Säuseln einer milden Luft ist dem Christen der, nicht umsonst so genannte süße Namen Jesus, in welchem alle Bezeichnungen der göttlichen Vollkommenheiten schon enthalten und ausgesprochen sind: Denn dieser Name sagt so viel, als Gott der Erlöser; er lehret uns, daß Gott, kraft seiner Liebe zu uns, gleichsam aus sich selbst hervorgegangen sei, um nicht bloß Gott in sich selber, sondern durch persönliche Einigung mit der menschlichen Natur, auch unser Gott zu seyn. Siehe, ruft Isaias, unser Gott ist dieser; wir haben ihn erwartet, und er wird uns erlösen!» Um unser Gott zu werden, ging er, durch jene wunderbare Einigung, herein in den Raum und die Zeit; der Unsichtbare ist sichtbar geworden, der Unnennbare hat sich einen Namen gegeben, und dieser Name, der alle Offenbarung Gottes und alles was unser Heil betrifft, in sich faßt, ist der Name Jesus. Wollen wir in diesem Namen die göttliche Allmacht lesen? So blicken wir auf jene Zeiten zurück, da der Fürst der Finsternisse das sündhafte Menschengeschlecht beherrschte, unter dem Namen des Jupiter sich huldigen ließ, unter dem Namen des Apollo verwirrende Orakelsprüche gab, unter dem Namen des Moloch Menschenopfer forderte, und, weil die Schuld der Menschheit ihm diese Macht gegeben, die bethörte Welt unter das Joch des Aberglaubens, der Wollust und Grausamkeit beugte, bis der Sohn Davids, einsam und wehrlos, dem Riesigen ent-

gegen zog, seine Waffen zerbrach, seine Tempel niederwarf, die Herrschaft ihm nahm, und in die Finsternisse des Abgrundes ihn bannte. Wollen wir im Namen Jesu die Tiefen der göttlichen Weisheit erkennen? So betrachten wir das darin ausgesprochene, und, wie Paulus sagt, allen früheren Jahrhunderten unbekannt gebliebene Mysterium der Sühnung und Wiederherstellung des Menschengeschlechtes, durch einen Menschen, aber durch einen solchen, der, zu der Einheit und Persönlichkeit des schaffenden Wortes erhoben, allein im Stande war, dieß Mittleramt durchzuführen. Wollen wir auch die Flammenschrift der göttlichen Gerechtigkeit in diesem Namen lesen? So zeiget dieser große Name uns das Lamm Gottes, in Armuth geboren, von Armuth, Verachtung und Leiden durch das ganze irdische Leben begleitet, endlich dem schmerzlichen und schmachvollen Kreuzestode preis gegeben: »weil Gott ihn gesetzet hat zur Versöhnung und Genugthuung, durch den Glauben in sein Blut, zur Sichtbarmachung seiner Gerechtigkeit.« Aber, wie es im Psalme heißt: »die Barmherzigkeit und die Wahrheit sind einander begegnet, Gerechtigkeit und Friede haben sich geküsset,« über alles verkündet uns der Name Jesu die Freigebigkeit der erbarmenden Liebe, denn »also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn dargegeben hat.« Und wie sollte, aus eben dieser Ursache, nicht auch jene oberste Herrschaft, die Gott gebührt, in diesem Namen er-

kannt werden? wie soll nicht jener der Herr aller Menschen seyn, der mit seinem eigenen Blute aus Nacht und Knechtschaft sie erlöset hat? Ihr nennet mich, sprach er, Meister und Herr, und ihr thut Recht daran, denn ich bin es. Wisset ihr nicht, ruft Paulus, daß ihr nicht eure eigenen Herren seid? denn ihr seid erkauft um einen großen Preis!

Und so umfasset dann der Name Jesus alle Vollkommenheiten Gottes, in der Offenbarung seiner Macht, Schönheit und Liebe, so wie alle göttlichen Werke, die unsere Erlösung bezwecken, und mit vollem Rechte wird er daher ein Name genannt, der über alle Namen ist, nicht bloß über alle Namen der Menschen und Engel, sondern über alle jene Namen auch, mit welchen wir jemals die Herrlichkeit Gottes bezeichnen. Denn können wir auch als den Ewigen, den Allmächtigen, den Gerechten, den Barmherzigen ihn anrufen, eine größere Kraft für uns liegt in dem Aussprechen des Namens Jesus. »Denn in diesem Namen müssen alle Knie sich beugen, der Himmlischen, der Irdischen und Unterirdischen, und bekennen muß jegliche Zunge, daß Jesus Christus, der Herr, in der Glorie Gottes des Vaters ist.« Bekennet ihn jegliche Zunge? spricht jeder seine Herrlichkeit aus? Unter den Irdischen allerdings nicht, denn, wie derselbe Apostel lehret: Niemand vermag zu sagen: Herr Jesus, es sei dann im heiligen Geiste. Nur jener bekennt, im Geiste und in der Wahrheit, diesen Namen, der seine

Würde versteht. Erfährt wohl ein jeglicher, der die Würde dieses Namens versteht, auch seine himmlische Kraft? Auch dieses nicht. Niemand kann sagen: Herr Jesu, es sei dann im heiligen Geiste. Niemand erfährt dieses Namens Kraft, der diesen Namen nicht liebt; — wovon im zweiten Theile.

2.

Vierzehn Episteln sind es, die der heilige Apostel Paulus an verschiedene Christengemeinden geschrieben, und in diesen, obwohl inhaltschweren, doch der Zahl nach wenigen Blättern findet sich zweihundert und neunzehnmal der Name Jesu. Wie oft erst mag er diesen Namen mündlich ausgesprochen haben? Alte Ueberlieferungen sagen uns, daß er in dem Augenblicke noch, da das Schwert geschwungen ward, das ihn enthauptete, dreimal den Namen Jesu angerufen habe. Warum schrieb, warum sprach er diesen Namen so oft, warum wiederholte er ihn so vielfach? Weil er über alles ihn liebte, weil er in der Kraft, die in diesem Namen ihm ward, alles vermochte. Welch eine Kraft verlieh dem heiligen Petrus die Liebe dieses Namens? Gold und Silber, sprach er zum Lahmgebornen, habe ich nicht, alles aber, was ich habe, gebe ich dir: im Namen Jesu, steh' auf und wandle! Welch eine Kraft und Freude brachte dieser Name dem heiligen Bernardinus von Siena, genannt der Apostel Italiens? Auf ein Täfelchen geschrieben, trug er ihn allzeit mit sich, pflanzte ihn den Christen neu

ins Herz, stellte den Glauben, die Frömmigkeit, die bürgerliche Ruhe in allen Städten Italiens wieder her. Was für Seelenfreude gewährte dieser Name dem heiligen Bernardus? Er bekennet von sich, der Name Jesu sei seinem Herzen das mächtigste Labsal, seinen Lippen süßer denn Honigseim, seinem Ohr der schönste Wohlklang. Und da kein andrer Name unter dem Himmel gegeben ist, in welchem man selig werden könnte, wie sollte uns dieser Name nicht süß seyn, der allein uns beseligt? mit welcher Liebe und Dankbarkeit sollten wir ihn nicht aussprechen?

Inzwischen, weil dieß keineswegs möglich ist, es sei denn im heiligen Geiste, in der Gnade und Wahrheit, im lebendigen Glauben, so wird es uns keineswegs befremden, warum so Viele von der Anmuth und Kraft dieses Namens nichts Sonderliches zu wissen scheinen. Soll irgend ein Name dem verzärtelten Gefühle lieblich, den Lippen süß, dem Ohre schmeichelnd seyn, so muß er auf irgend einem mythologischen oder romantischen Boden aufgewachsen seyn. So waren vor etwa sechzig oder achtzig Jahren die Schäfernamen Myrtill, Phyllis, Chloe u. dgl. hochbeliebt, in der Folge gab man mehr auf griechische Helden- und Götternamen, in noch späterer Zeit machten die Namen der uralten Gothen und Franken sich geltend, oder man gab den gewöhnlichen Namen einen französischen oder englischen, feinern Zuschnitt; und über-

haupt ist es nun so weit gekommen, daß alle Arten von Namen, sie seien nun nordisch oder orientalisch und südlich, aus Island oder Persien, vom Orinocco oder vom Ganges herüber, wenn sie nur recht seltsam oder wohllautend scheinen, mit Vergnügen gehört werden, und die Aufmerksamkeit erwecken, während es einen einzigen Namen gibt, den man eben nicht gerne hört, und dessen Aussprache die flache Weltsitte verbietet, und dieser ist der hochheilige Namen Jesus. Sollte man sich nicht unterstehen dürfen, dieß für ein Zeichen von Gottlosigkeit zu halten? Beinahe dürfte man sichs unterstehen, wenn anders Glaubenslosigkeit und Gottlosigkeit eines und dasselbe sagen. Und dennoch, um mit den Worten des Lactantius zu reden: und dennoch könnte man auch mit dieser Gottlosigkeit noch Nachsicht haben, wenn sie von gänzlicher Unkenntniß jenes göttlichen Namens herrühren möchte. Allein eine solche Unkenntniß ist ja nirgends vorhanden! Wenn es dem Prediger erlaubt wäre, auf etwas unbescheidentliche Weise die unverblümte plumpe Wahrheit heraus zu reden, so ließe sich die harte Behauptung aufstellen, daß es mit Vielen derjenigen, die sich Christen nennen, ein ähnliches Bewandtniß habe, wie mit den Polytheisten und Götzendienern der Vorzeit. Ganze Nationen opferten dem Jupiter Ammon, dem Pluto, der Diana, dem Bel, und dennoch, wie Lactantius und Tertullianus bezeugen, so oft jene Heiden in irgend eine

Noth und Gefahr geriethen, rief sie dennoch nicht: hilf mir, o Jupiter, rettet mich ihr Götter, sondern sie flehten nach unserer Weise: hilf mir, o Gott, errette mich, o Gott, so daß, wie Lactantius sagt, auch wider ihren Willen die Wahrheit aus ihrem Herzen hervorkam. Sobald aber (setzt er hinzu) Gefahr und Noth gewichen waren, liefen sie wieder hurtig in ihre Tempel, und brachten ihnen wie ehe und zuvor Opferthiere und Weihrauch, Kränze und Kronen dar. Wo findet hier, wenn es erlaubt ist, so bösliche Bemerkungen zu machen, wo findet hier eine Aehnlichkeit Statt zwischen vormals und jetzt? Sie liegt nicht ferne, sie braucht leider nicht mit den Haaren herbei gezogen zu werden. Denn der Götzendiener im Geist und Gemüthe gibt es Viele, die nämlich dem Sinnengenusse, der Eitelkeit und andren irdischen Idolen ihr Leben widmen. Allen diesen gilt der Name Jesu wenig oder nichts. Es darf aber nur der Eine unversehens und empfindlich an einen Stein sich anstoßen, der Andre, der eben durch einen Strom reitet, die Furth verfehlen, und zu tief ins Wasser gerathen, der Dritte von einer Darmgicht, oder einem gewaltsamen und plötzlichen Seitenstiche befallen werden, so wird seinen Lippen ein Ausruf oder Schrei entgleiten, und zwar der Name Jesus. Es zuckt oder leuchtet ein gewaltiger Blitzstrahl durchs offene Fenster herein, es fällt irgend etwas mit großem Gepolter herunter: und »Jesus« ist der Ruf, in welchen die ganze da

versammelte Gesellschaft ausbricht. Ist aber der erste Schrecken vorüber, so kehrt männiglich wieder zu den gewöhnlichen Scherzen und flotten Redensarten zurück. So sehr also wird der Name Jesu geliebt, daß nur bei Unfällen und widrigen Ereignissen seiner gedacht wird. Und wollte Gott, es wäre bei den Meisten wenigstens noch so, und es fänden sich nicht jene in größerer Zahl, die bei solchen Anlässen dem Dämon die Ehre anthun, ihn unter einem seiner verschiedenen Namen anzurufen! Diese vielbeliebten Satans-Aufforderungen, sie seien nun im Scherz oder Ernste gemeint, sie mögen nun dem Hochmuth oder dem Unmuth zur Aeußerung dienen, wozu sollen sie nützen? Diese Beschwörungen und Verwünschungen, von welchen die Pöbelsprache strotzet, werden sie nicht um so sicherer auch auf der Zunge des Sterbenden sich laut machen, je öfter sie von dem Lebenden geübt worden sind?

In Festungen, Lagern und Vorposten wird das Losungswort oder die Parole ausgetheilt, um Freund und Feind daran zu unterscheiden. Wer immer im Dunkeln sich den Wachposten nähert, dem tönet ihr Zuruf entgegen; weiß er das Wort, so ziehet er im Frieden, weiß er es nicht, so muß er sein Schweigen mit dem Tode büßen. Es steht aber der Cherub mit dem gewundenen Flammenschwert vor dem Paradiese. »Auf den Mauern Jerusalems, wie der Seher Isaias spricht, sind Wachen ausgestellt, sie rufen bei Tag und Nacht: Die ihr des Herrn

eingedenk seid, schweiget nicht! (Js. 62.) Wer sind es, denen ihr Zuruf gilt? Es sind diejenigen, die vom nahenden Tode umnachtet, schwebend zwischen der Höhe und der Tiefe, die alte Heimath schon verlassen, die neue suchen. Sind sie in so hartem Streite des Herrn eingedenk und schweigen nicht, sondern rufen den siegreichen Namen Jesus an, so werden sie die Antwort der Wächter hören, die eben auch Isaias ausspricht: »gehet ein durch die Pforten!« Haben sie aber in so ernstem Augenblicke dieses Losungswortes vergessen, oder rufen sie vollends einen fremden und finstern Namen an, ohne in Demuth und Vertrauen ihres Erlösers zu gedenken, wie werden die Wachen auf den Mauern Sions ihnen begegnen? Werden sie die Pforten ihnen eröffnen, oder ihre Heimath in der Tiefe ihnen anweisen? — Oder glauben wir wohl, daß es Jedermanns Sache sei, in den letzten Augenblicken mit Liebe, mit Vertrauen, mit Zuversicht den Namen des Erlösers anzurufen? »Niemand vermag zu sagen: Herr Jesu, es sei dann im heiligen Geiste.« Herr Jesu, nimm meinen Geist zu dir! rief Stephanus, zur Zeit, da schon die Steine mit zerschmetternder Gewalt auf ihn fielen; und dreimal sprach Paulus diesen Namen aus, da schon das Schwert seinen Nacken traf, aber beide liebten Jesum mit heldenmüthiger Liebe. Ach, weil dann Niemand selig wird, es sei denn im Namen Jesu, und Niemand würdiglich diesen Namen anruft, es sei dann

im heiligen Geiste, so wollen wir zum göttlichen Geiste flehen, daß er uns einführe in die Kenntniß und Liebe Jesu. Unser erstes Wort, da wir erwachen, das letzte, da wir entschlummern, sei der Name Jesu. Wenn Leidenschaften uns verwirren, sei unsre Kraft im Namen Jesu. Wenn Finsternisse uns umringen, wenn Kummer uns niederbeugt, sei unser Licht und Trost im Namen Jesu. Wenn Todesschatten uns umnachten, und unsre Lippe verbleicht, sei unser letztes Wort der Name Jesu. Gebenedeit sei der Name des Herrn, nun und ewiglich. Amen.

VII.

Am Festtage des heil. Namens Jesus.

„Es ist kein andrer Name unter dem Himmel dem Menschen gegeben, in welchem man könnte selig werden.“ (Apostelg. 4.)

Eingang.

Vielfältige Namen und Namenstage werden von uns gefeiert, zur Ehre der Heiligen, und zu unserer Ehre. Der festlichste aller Namenstage aber ist jener, den heute die Kirche feiert. Denn was unsre eigenen Namensfeste betrifft, so haben wir nur insofern Grund und Recht, sie zu feiern, insofern wir hoffen, daß unsre Namen im Buche des Lebens geschrieben sind. Sind aber unsere Namen im Buche des Lebens geschrieben, so ist es der Name Jesu allein, dem wir dieß selige Loos verdanken; denn kein andrer Name unter dem Himmel ist den Menschen gegeben, in welchem wir könnten selig werden. Was hätte es uns gefruchtet, ruft S. Gregorius, geboren worden zu seyn, wären wir nicht erlöset worden? Der Name Jesus aber ist es, der die Person des Erlösers und das Werk der Elösung bezeichnet. Dieser Name also erfüllet die Höhen und die Tiefen. Er erfüllet die Höhe, weil er dem

Sohne Gottes angehört, der in der Glorie des Vaters ist, und gleicher Wesenheit mit ihm. Er erfüllet die Tiefen, weil er jene heiligste Menschheit bezeichnet, welche der Sohn Gottes in persönliche Einigung erhoben und mittelst welcher er die Knechtsgestalt angenommen und sich selbst erniedriget hat, bis zum Kreuzestode. Er erfüllet auch unser Inneres, weil, wie der Apostel lehrt, Christus durch den Glauben in unseren Herzen wohnet. Diesen Namen meines Erlösers, bekennet Augustinus, hat mein Herz von Kindheit an in sich gesogen, und was ohne diesen Namen war, wenn auch noch so zierlich und weise, hat nie mich gänzlich eingenommen. So ist also der Name Jesu über uns, in den Höhen des Himmels; mit uns, in den Tiefen der irdischen Dinge; in uns, im Innersten unsrer Seele. Der Name Jesu über uns ist das Licht des Glaubens, der Name Jesu mit uns die Kraft unsrer Hoffnung, der Name Jesu in uns das Siegel der heiligen Liebe, und diese dreifache Beziehung ist es, in welcher heute wir die Herrlichkeit dieses Namens betrachten wollen.

»Wer steiget in den Himmel empor, ruft Salomo, und steiget hernieder? Wer hält den Sturm in seiner Hand? wer hat die Gewässer zusammengebunden wie in einem Gewande? wer hat alle Gränzen der Erde erweckt? wie heißt er, und wie heißt sein Sohn?« Was zu Salomons Zeit noch

ein Räthsel war, haben die Apostel allen Menschen verkündet. »Der Gott unsrer Väter, sprach Petrus, hat Jesum seinen Sohn verherrlicht.« Und sein Jünger Marcus beginnt sein Buch mit den Worten: »der Anfang des Evangeliums Jesu Christi, des Sohnes Gottes.« Dieß ist der Name des menschgewordenen Logos, durch welchen das Werk und die Wohlthat der Erlösung und Wiederherstellung des Menschengeschlechtes begründet ward: und da dieses Werk herrlicher und größer ist, als jenes der Schöpfung, so ist auch der Name Jesu bedeutungsvoller als der einfache Namen Gottes, der oft nur so obenhin und ohne Kenntniß seiner Wesenheit ausgesprochen wird. In diesem Namen, wie Petrus Chrysologus lehrt, wird die ganze Majestät der Gottheit angebetet. Der Name Jesu, sagt Bernardus, ist ein Zeichen, das uns alles vor Augen stellt, was Gott für unser Heil gethan. Und, so setzt er hinzu, wie viel, o Jesu, hat es dich gekostet, um Jesus zu seyn! Diesen Namen eines Erlösers und Seligmachers für uns zu tragen, erwählte er den Gehorsam bis zum Kreuzestode, dieser Name stand geschrieben auf der Kreuzesinschrift, mit diesem Namen ist er von den Todten erstanden und gen Himmel aufgefahren; im Lichte dieses Namens hat Gott aus den Finsternissen uns in seine Klarheit berufen. Wie leuchtete dieses Licht, ruft Bernardus, wie erglänzte es in den Augen der Zuschauer, da es aus dem Munde Petri einem Blitze gleich

hervorging, als er den Lahmen heilte und viele geistig Blinde erleuchtete! Hat er nicht Licht und Flammen ausgestreut, da er zum Lahmgebornen an der Salomonischen Pforte sprach: im Namen Jesu Christi von Nazareth steh' auf und wandle?« — Das Licht dieses Namens zu allen Völkern zu tragen, ward Paulus erkoren; denn also erging das Wort des Herrn zu seinem Jünger Ananias: dieser ist mir ein Gefäß der Auserwählung, um meinen Namen vor den Völkern, den Königen und den Söhnen Israel zu tragen; und dieser erhabene Lehrer der Völker, wie ward er zur Wahrheit und zum Leben erwecket? Ein blendendes Licht umleuchtete ihn, eine Stimme vom Himmel rief ihn an; und als Paulus fragte: Herr, wer bist? da antwortete die Stimme nicht, wie einst dem Moses: ich bin, der ich bin (Jehova), oder: ich bin der Gott Abrahams, der Gott deiner Väter, der Furchtbare und Erbarmungsvolle, sondern die Stimme sprach einen Namen von bestimmterer Bedeutung aus und von größerer Kraft: ich bin Jesus. Und mit Furcht und Ehrerbietung fragte Paulus: was willst du, Herr, daß ich thun soll? Schon war sein Inneres erleuchtet, schon war er zum Glauben bekehrt, denn, wie wir bereits gesehen, dieß ist das Licht des Glaubens: der Name Jesu über uns, Jesus in der Glorie des Vaters. Er handelte auch von nun an, wie Lucas berichtet, »mit aller Zuversicht im Namen Jesu,« und was hatten auch die Apostel

sonst, als diesen Namen? »In meinem Namen, verhieß der Herr, werden sie die Dämonen verscheuchen, in neuen Sprachen reden, Schlangen tilgen, tödtliches Gift ohne Schaden trinken, die Kranken heilen; und freudig erkannten sie bald, daß sie in seiner Kraft alles vermochten, und wanderten getrost durch alle Gefahren, denn der Namen Jesu war mit ihnen, ihr Schild, ihre Wehre, ihre Hoffnung. Was haben wir anderes als diesen Namen? »Wer in den Finsternissen wandelt, und kein Licht hat, hoffe auf den Namen des Herrn, und stütze sich auf seinen Gott.« (Isai. 50.) Unsre Hülfe, sagt der Psalm, ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Wer ist dieser Herr, der Himmel und Erde gemacht hat? »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und durch dasselbe sind alle Dinge gemacht.« Unsre Hülfe ist also im Namen Jesu, des ewigen Wortes, so Himmel und Erde gemacht hat. Wie mächtig muß dieser Name nicht seyn, der die Kraft aller Kräfte bezeichnet? Auf ihn berief sich der heilige Martinus, als er, noch im Stande eines Catechumen, den Kriegsdienst verlassen wollte, und darüber von Julianus dem Abtrinnigen, seinem Feldherrn und Gebieter als ein Feigherziger verhöhnet wurde. Wenn du, sprach Martinus, mein Verlangen bloß der Feigheit, und nicht dem Glauben zuschreibst, zu dem ich mich bekenne, so will ich am morgigen Tage ganz unbewaffnet der Vorderste in der Schlacht-

ordnung stehen, und ohne Helm und Schild, bloß mit dem Zeichen des Kreuzes, im Namen des Herrn Jesu, sicher durch die feindlichen Reihen dringen! Denn so heißt es auch in den Psalmen: »jene zu Wagen, und jene zu Rosse, wir aber im Namen des Herrn, den wir anrufen!« Wie können wir jemals an der Kraft dieses Namens zweifeln, wenn wir der Verheißung Jesu gedenken: was immer ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, wird er euch geben? — an die Worte des Apostels: ein jeglicher, der den Namen des Herrn anrufen wird, wird gerettet werden? Selig, wer den Namen Jesu weiß, wer in Zeiten der Noth und Gefahr von ganzem Herzen ihn anruft!

Ein merkwürdiges Beispiel davon erzählt der gelehrte Schrifterklärer Benedictus Fernandez, der wenigstens vom Ausgange der Begebenheit Augenzeuge war. Mitten aus der Barbarei begab ein Mahomedaner sich auf die Flucht, um in einem portugiesischen Castelle das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, denn die göttliche Gnade hatte die Sehnsucht nach dem Christenthume in sein Herz geflößt. Hoch am Himmel glühete die Sonne, und in der unübersehlichen Wüste voll des brennenden Sandes, durch welche der Flüchtling ziehen mußte, war keine Spur von Wasser zu finden, so daß er endlich, nachdem er lange den schmerzlichsten Durst ertragen hatte, auf den Sand sich hinlagerte, nichts als den Tod erwartend. Da kam es ihm zu Sinne, wie

er von Christensclaven mehr als einmal gehört habe, daß die Anrufung des Namens Jesu auch in den größten Beschwerden Hülfe gewähre; und kaum hatte er sich bemüht, diesen Namen, so gut er es vermochte, auszusprechen, als er schon, (wie er in der Folge es vielfach versichert und betheuert hat) Zunge und Gaumen erfrischt, von der brennenden Dürre befreiet, und seine Kräfte wiederhergestellt fühlte, also daß er mit erneuertem Muthe seine Schritte vorwärts förderte. Es dauerte zwar nicht lange, und derselbe lechzende Durst, dieselbe Ermattung und Lebensgefahr stellten wieder sich ein; allein sein Heilmittel stand ihm zu Gebote, wiederum rief er den Namen Jesu an, wiederum fand er die vorige Hülfe, und so erreichte er endlich wohlbehalten die portugiesische Feste, von wannen er nach Lissabon gesendet und daselbst getauft wurde. Gelangte also dieser Fremdling auf überaus gefahrvollen Wegen in das Reich Jesu, weil der Name Jesu mit ihm war, um wie viel sicherer werden wir, die wir bereits im Reiche Jesu sind, unter dem Schutze dieses Namens die Last und Hitze des irdischen Tages ertragen, um auf mühsamer Wanderung endlich in das himmlische Jerusalem zu gelangen? »Was kann so kräftiglich, ruft Bernardus, den Geist ermuntern, den Willen stärken, die reine Sittlichkeit befestigen, und heilige Vorsätze erwecken, als der Name Jesu? Ist jemand unter euch betrübet? so komme dieser Name ihm ins Herz,

und wie das Licht dieses Namens in ihm aufgeht, müssen alle Nebel fliehen, und die Heiterkeit ist wieder zurück gekehrt.« Denn wie der Name Jesu über uns das Licht des Glaubens, mit uns die Kraft der Hoffnung ist, so auch ist der Name Jesu in uns die Freude des Lebens, der heiligen Liebe. Ihn trug der Martyrer und Bischof Ignatius in seinem Innern, denn als die Verfolger ihn aufforderten, Jesum zu verläugnen, erwiederte er: dieser Name kann von meinem Munde nicht weichen! Als man ihm aber, um dieser Rede zu höhnen, mit der Enthauptung drohte, sprach er neuerdings: könnet ihr auch von meinem Munde diesen Namen tilgen, doch nicht aus meinem Herzen! Und sollte es nicht möglich, ja leicht seyn, diesen Namen unsrem Herzen einzuprägen? Wenn ich Jesum nenne, sagt Bernardus, so stelle ich mir einen Menschen voll der Sanftmuth, Demuth und Güte vor, ein Vorbild aller heiligen Sitte und Schönheit, einen Menschen, der zugleich Gott ist, mächtig, mich zu heilen und zu stärken. Wenn wir also Jesum nennen, so stellen wir uns die ewige Majestät und die unendliche Liebe vor, in menschlicher Gestalt uns geoffenbaret. Wer sollte also nicht bewegt werden, ihn zu lieben? wer sollte nicht sich fähig fühlen, mit herzlicher Liebe seinen Namen anzurufen? Dennoch versichert der Apostel: »Niemand kann sagen: Herr Jesus, es sei dann im heiligen Geiste.« Kann nicht ein Jeglicher mit seiner Stimme diesen Namen aussprechen? Auf körperliche

Weise allerdings, auch wohl leichtsinnig und gedankenlos; soll aber Jemand diesen Namen mit Andacht nennen, mit Liebe, mit Kraft und Erfolg, so muß er im Stande der Gnade seyn, oder wenigstens von jener Reue und ernstlichen Gesinnung durchdrungen, die zu diesem Stande zurück führt. Wem aber dieser Namen vollends fremd ist, wer's nicht über's Herz bringen kann, ihn über die Lippen zu bringen, wie steht es mit einem solchen? Wer den süßen Lebensduft dieses Namens nimmer empfindet, sagt Bernardus, derselbe ist entweder todt, oder trägt den Grabesduft der Sünde in sich. Was sind wir und unser Denken und Thun ohne diesen Namen? wer gibt allen unsren Gedanken und Werken einen Werth, wo nicht der Namen des Herrn? »Alles, was ihr immer thun mögt, gebeut der Apostel, es sei im Worte oder im Werke, alles thut im Namen Jesu Christi!« (Col. 3.) Ob müßig gehen, ob arbeiten, aber nicht im Namen Jesu, wird wohl der Unterschied sonderlich groß seyn? Nur in diesem Namen ist Heil und Wohlfahrt, nur in diesem Namen gedeihet die echte christliche Lebenskunst.

So erkannte und lehrte es ein apostolischer Mann der neueren Zeit, der heil. Bernardus von Siena, der durch keine andre Wehr und Waffe als den Namen Jesu, in ganz Italien die damals herrschende Zwietracht und Unsitte bekämpfte. In einem der Städtchen, die er durchwanderte, fand er einen Mann mit dem Drucke und der Zurichtung von Spielkar-

ten beschäftigt. Bernardinus, der aller Orten die damals sehr üblichen Hazardspiele auszurotten suchte, fragte ihn: verstehst du keine andre Kunst? Der Kartenmacher verneinte. Da sprach er: wenn du befolgen willst, was ich dir rathen werde, so wird für deinen Lebensunterhalt hinlänglich gesorgt seyn. Er nahm einen Cirkel, zeichnete damit auf ein Kartenblatt eine Kreislinie, und schrieb den Namen Jesu hinein, mit Strahlen umgeben. Mache es also, mein Sohn, sagte er, und du wirst finden, was zu deinem Lebensbedarf gehört. Der Mann gehorchte, und fand seine Rechnung besser als bei dem frühern Geschäfte. Dieselbe Kunst nun wird uns allen anempfohlen: schreiben wir uns den Namen Jesu ins Herz, und es wird uns niemals an etwas Wesentlichem mangeln; denn der Namen Jesu ist ein Name des Friedens, der Wahrheit, des Lebens, der Liebe; oder vielmehr bitten wir Ihn selbst, daß er diesen Namen mit unauslöschlichen Zügen uns einpräge. Sein Name walte über uns, als das Licht des heiligen Glaubens. Sein Name sei mit uns, als Schirm und Schild in jeglicher Gefahr. Sein Name lebe in uns, als das Siegel der heiligen Liebe. Denn der Glauben hat nur hienieden seine Heimath, die Hoffnung begleitet uns bis zum Ziele nur, ewig aber ist die Liebe. Und darum ruft der Apostel: Christus Jesus gestern und heute und ewiglich! Amen.

VIII.

Am dritten Sonntage nach Epiphania.

„Da Jesus dieses hörte, wunderte er sich.“ (Matth. 8, 10.)

Eingang.

In dem Evangelium, das wir eben gelesen haben, findet sich des Verwundernswerthen Mancherlei. Und zwar vor allem die Begebenheiten selbst: die Heilung des Aussätzigen und des todtkranken Kriegsknechts, denn beide sind Wunderwerke, welche, wie alle anderen Werke Christi, noch eine höhere Lehre und Wahrheit in sich schließen. Wir könnten aber auch darüber uns verwundern, warum die Kirche gerade einen solchen Abschnitt aus dem Evangelium Matthäi heraushebt, welcher zwei so ganz verschiedene Ereignisse enthält, zwischen denen kein Zusammenhang zu bestehen scheint. Mehr jedoch als alles dieß sind die Worte verwunderlich, in welchen von Jesu erzählet wird: »da er dieses hörte, (nämlich die Rede des Hauptmanns), verwunderte er sich.« Ja, wenn wir gewisser Maßen über keines von den Werken Christi, und seien sie noch so groß, erstaunen dürfen, indem sie alle aus der einzigen Quelle

seiner göttlichen Wesenheit hervorgehen, so ist doch eben dieß um so befremdlicher, daß er, der Herr aller Dinge, vor welchem nichts neu ist, gleich gewöhnlichen Menschen sich verwundert. Doch liegt gerade hierin schon der Grund, warum beide jene Begebenheiten, die das heutige Evangelium erzählt, so abgesondert sie auch scheinen, doch im Zusammenhange gelesen werden. Einen lebhaften Glauben zeigte nämlich der Aussätzige, einen sehr lebhaften Glauben auch der Hauptmann; dennoch nannte Jesus nur den Glauben dieses letztern bewundernswerth, nicht jenen des erstern. Denn der Aussätzige, den Jesus heilte, war ein Israelit, der Hauptmann ein Heide; der Aussätzige flehte um Hülfe für sich selber, der Hauptmann für seinen Knecht; der Aussätzige glaubte an Jesum, suchte aber seine unmittelbare Nähe, und wollte von ihm berührt werden, der Hauptmann glaubte gleichermaßen an die heilende und belebende Kraft des Herrn, aber er fand seine körperliche Anwesenheit nicht nothwendig, er betrachtete ihn als einen Herrn der überall gebietet, weil überall gegenwärtig. So war folglich der Glaube dieses Heiden lebendiger, geistiger, liebreicher als jener des Mannes aus Israel. Dennoch heilte er diesen letztern in eigener Person, weil er zuerst und unmittelbar nur unter dem Volke Israel erschienen war, dagegen er den Heiden aus der Ferne heilte, gleichwie er in der Folge die heidnischen Völker durch die Apostel zum Licht und Leben führte. Nach die=

ser Hauptübersicht nun wollen wir beide Begebenheiten, in ihren übrigen Verhältnissen und Andeutungen, näher ins Auge fassen.

Jene himmlische Rede, welche die Bergpredigt genannt wird, hatte Jesus vollendet, und war eben von der Anhöhe herabgestiegen, als schon die Leidenden und Bedrängten ihm entgegen kamen. Oben hatte er gelehret: »selig, die eines reinen Herzens sind«, unten begegnete ihm ein Siecher, mit dem Aussatze geschlagen, einem Bilde ungleich schmählicherer Uebel, welche die Seele verunzieren. Oben hatte er gelehret: »selig sind die Barmherzigen«, und schon übet er, der jede seiner Lehren durch sein eigenes Beispiel bekräftigte, unten die Werke der Barmherzigkeit aus. Oben hatte er gelehret: »selig die Sanftmüthigen«, unten lehrte er, im Werke und in der That: »Lernet von mir, weil ich sanftmüthig bin, und demüthig von Herzen«, denn dieses Werk seiner Erbarmung war von großer Demuth begleitet. Da nämlich der Aussätzige ihn um Hülfe anflehte, wollte Jesus mehr als seinen bloßen Willen wirken lassen, und während alle Menschen mit Abscheu den Aussätzigen flohen, zeigte er die Fülle seiner erhabenen Demuth und Menschlichkeit, indem er ihn mit seiner Hand berührte, um mit solch einem Beispiel auch uns zu großmüthiger Nächstenliebe aufzumuntern. »Diejenigen, sagt Hieronymus, die dem Elenden mit Gelde beistehen, haben eine milde

Casse, die aber mit eigener Pflege ihnen zu Hülfe kommen, haben eine milde Hand.« Aber welche Hand ist so milde, daß sie mit der Hand des Herrn verglichen werden könnte? Diese allein ist's, welche Allen hilft, denn seine menschliche Natur ist eben das Organ, wodurch alle menschlichen Uebel geheilt werden. Welches Uebel aber unter diesen allen ist verderblicher und schauerlicher als die Todsünde? Diese ist es, die im Bilde des Aussatzes vorgestellt wird. Denn wie der Aussatz den menschlichen Heilmitteln sich unbesiegbar erwiesen hat, so ist auch das Uebel der Schuld durch menschliche Kräfte und Werke nicht tilgbar. Wie die Aussätzigen, im alten Bunde, aus Lagern und Städten entfernt wurden, so verbannet die Sünde den Menschen aus dem Reiche Gottes. Wie der Aussatz in sieben verschiedene Gattungen unterschieden wurde (Lev. 7.) so die Sünde in ihre sieben Hauptquellen. Wie der Aussätzige von den Priestern des alten Bundes beobachtet und beurtheilt werden mußte, und diese allein die Vollmacht hatten, ihn durch gewisse gesetzliche Mittel zu reinigen, und der menschlichen Gesellschaft wieder fähig zu erklären, so ist auch im neuen Bunde die Beurtheilung und Heilung der Sünde bloß allein dem Priester anvertraut. Doppelt merkwürdig wird daher auch der Aussätzige, dessen das heutige Evangelium erwähnt; denn nicht, gleich den Uebrigen, wendete er sich an die Priester des alten Bundes, sondern an den Stifter des neuen Bundes; seine

göttliche Würde verehrend und bekennend, fiel er (wie Lucas erzählt) vor ihm auf's Angesicht, betete an, und sprach: Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen! Welch ein hohes Bekenntniß! Er sagt nicht, wie etwa zu einem Propheten: wenn du Gott für mich bittest, sondern: wenn du willst, so kannst du; er beruft sich also auf eine Vereinigung von Willen und Macht, welche nur in Gott allein gefunden werden kann. »Er bringet, sagt Chrysostomus dem geistigen Arzte einen geistigen Lohn, nämlich ein gläubiges Gebet; es gibt nichts Würdigeres, was wir Gott darbringen könnten.« Und siehe, schon hat der Herr ihn erhört, schon strecket er seine Hand aus, welche alle menschlichen Uebel heilt, ohne von ihnen befleckt zu werden, mit dieser Hand berührte er ihn, — denn aller Verkehr und Berührung des Menschen mit Gott geschieht durch Christum — und sprach, mit ähnlichen Worten die Bitte gewährend: ich will, sei rein. Und in demselben Augenblicke war er gereinigt. O herrliches Werk! o leuchtendes Zeichen der Allmacht Christi! o süße Freude des plötzlich Genesenen! Soll er nicht eiligst [illegible] aufmachen, um in allen benachbarten Dörfern und Städten, und in Jerusalem selbst, und in den Hallen des Tempels sein Glück zu verkünden, und die Herrlichkeit Christi? Soll er nicht allen Menschen, die ihm begegnen, diese wunderbare Hülfe erzählen? Nein. Sieh' wohl zu, sprach Jesus, daß du es Niemanden sagst, sondern stelle dich den Prie-

stern vor, und bringe das gesetzliche Opfer, zum Zeugnisse, daß sie selber dich rein erklären. So gebot er, theils, um die noch bestehende gesetzliche Ordnung zu beobachten, theils, um uns ein Beispiel zu geben, daß wir nur des guten Werkes bedacht seyn, die Ehre der Menschen aber nicht suchen sollen, die nur denjenigen flieht, der sie sucht, aber um so sicherer jenem auf dem Fuße folgt, dessen Werke allein reden.

Und welch eine Sprache führten nicht die Werke Jesu? Wie viele Wohlthaten hatte er schon verbreitet; wie viele dankbare Herzen segneten seinen Namen! Wenn ein neuer Arzt einen bisher hoffnungslosen Kranken geheilt hat, so bedarf er der Mühe nicht, sich selber anzupreisen, die übrigen Kranken suchen ihn schon auf. Kaum ging Jesus in die Stadt Capharnaum ein, in deren Nähe er eben den Aussätzigen geheilt hatte, als schon die Freunde und Fürsprecher des heidnischen Hauptmanns ihm entgegen kamen, und zuletzt auch dieser selbst, um seine Bitte ihm vorzutragen. Da bestätigten sich neuerdings die Worte, die er kurz vorher auf dem Berge gesprochen: »selig die Barmherzigen«, denn der barmherzige Kriegsmann bat mit großer Theilnahme für seinen kranken Knecht: »Herr, mein Knecht liegt zu Hause gelähmt, und leidet große Qual!« Wie wird ihn Jesus nicht erhören, der, obwohl der Herr und Gebieter, aus Liebe zu den Knechten die Knechtsgestalt angenommen hat? Er antwortete

sogleich: »ich werde kommen und ihn gesund machen.« Allein der Hauptmann verlangte nicht so viel, und wiederum bestätigten sich hier die Worte vom Berge: »selig die Armen im Geiste«, denn er erwiederte und sprach: »Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund werden.« Was er in so großer Demuth mit den Worten bekannte: »Herr, ich bin nicht würdig«, hat er früher schon in der That gezeigt, denn er hatte gleich Anfangs nicht gewagt, Jesum selber anzureden, sondern die Aeltesten der Synagoge voraus geschickt. Da er aber hinzusetzte: »sprich nur ein Wort«, wollte er sich darüber noch deutlicher erklären. Denn ich selber, sagte er, obgleich Anderen unterworfen, (nämlich dem Kriegstribun, dem Feldherrn, und endlich dem Cäsar), habe dennoch Untergebene und Knechte und Soldaten unter mir, die jeden meiner Winke befolgen, so, wenn ich einem sage: gehe hin, so geht er, komme, so kommt er, thue dieß, und er thut es. Wie vielmehr vermagst du, o Herr, der du Niemanden unterworfen bist, und alle Dinge beherrschest, alles zu bewerkstelligen, was du immer willst? Herr, wenn du willst, rief der Aussätzige, so kannst du mich rein machen! Herr, wenn du willst, so meinte es auch der Hauptmann, kannst du meinen Knecht gesund machen, ob in der Nähe oder Ferne. Wenn du willst, so kannst du den Kräften der Natur und den Elementen gebieten: gehet

hin, und sie gehen, thuet dieß, und sie thuen es; so kannst du, auch in der Ferne der Krankheit gebieten: weiche, und sie weichet!

»Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Reich der Himmel.« Selig dieser Mann, dem zum Lohne seiner Demuth ein so klares Licht des Glaubens aufgegangen! Denn nicht allein erhört ihn der Herr: »gehe hin, und es geschehe dir, wie du geglaubet hast«, sondern er preiset ihn um dieses Glaubens willen, ja er zeigte öffentlich seine Verwunderung darüber. »Wie dann, ruft Augustinus: er, der dem Kriegsmanne selber diesen Glauben eingeflößt, verwunderte sich darüber? staunte über eine Sache, die doch er selbst verliehen? Allein diese Verwunderung ist lediglich eine Mahnung und Unterweisung für uns, auf daß wir lernen, was wir eigentlich bewundern sollen!« Als einer von den Jüngern einst auf die Herrlichkeit des Tempelgebäudes von Jerusalem ihn aufmerksam machte, und zu ihm sprach: »sieh' o Meister, welche Steinmassen, welch ein Bau!« da zeigte er keine Spur von Verwunderung; er erwiederte vielmehr: »siehst du alle diese großen Gebäude? nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht wird zerstöret werden!« Auf welchen Gegenstand also wollte Jesus unsre Verwunderung lenken? Dieß läßt sich aus einem sehr anschaulichen Beispiele beantworten. Ein deutscher Fürst zeigte einem auswärtigen Gesandten die äußeren und innern Schönheiten seines Residenzschlosses; sein Hofnarr

aber, der ihm, nach dem Gebrauche der Vorzeit, stets auf dem Fuße folgte, zeigte ihm den Himmel, und sprach in seiner kecken Manier: Herr Bruder, machet nicht allzu viel Rühmens von Eurem Hause, schauet lieber zum blauen Himmel hinauf! Ihr habt unter eure Gewölbe und Dachungen tüchtige Grundmauern und Säulen gesetzt, auf welchen sie fein bequem sich stützen, der große Baumeister aber dort oben bedarf für sein Gewölbe der Pfeiler nicht. — War der Scherz dieses bevorrechteten Narren ohne Weisheit? Niemals hat Christus mit Wohlgefallen den Tempel oder sonst ein Prunkgebäude betrachtet, oft aber, sehr oft, hat er zum Himmel den Blick erhoben, um uns zu belehren, bloß allein himmlische Dinge zu bewundern und groß zu achten, und zur vorzugsweisen Hochschätzung des geistig und ewig Herrlichen und Schönen uns anzuleiten. »Bedenke es wohl, sagt Origenes, von welcher Art und wie groß dasjenige sei, was der Sohn Gottes bewundert. Gold, Schätze, Reiche, Fürstenthümer sind vor seinen Augen wie Schatten, wie verwelkte Blumen, nichts von allem diesem ist groß oder kostbar vor Gott, sondern der Glaube nur; diesen ehret er, diesen betrachtet er als etwas, das ihm wohlgefällig ist.« Und eben deßhalb ist es auch gerade nur der Glaube, den der Geist des Verderbens mit allen Künsten seiner Finsternisse zu verdunkeln sucht, der Glaube das einzige Kleinod, dessen er die Christengesellschaft gänzlich zu berauben strebt. Und wehe

dem Christen, der dieses Gut sich entreißen läßt! Warum wehe? Der Herr selber lehrt es. »Wahrlich sage ich euch, sprach er von dem Hauptmann, einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!« Und er setzte hinzu: »Ich sage euch aber, daß Viele vom Aufgang kommen werden und vom Niedergang, um ihren Sitz einzunehmen mit Abraham, Isaac und Jacob im Reiche der Himmel; die Kinder des Reiches aber werden verstoßen werden in die äußerste Finsterniß, dort wird Zähnknirschen seyn und Heulen.« Wehe also den Christen, die das Kleinod des Glaubens sich entreißen lassen. Denn diese Worte beziehen sich nicht bloß auf die Juden, sie sagen nicht bloß, daß die Juden ihre Ansprüche auf das Reich Gottes verlieren, und die Heiden an ihre Stelle kommen werden, sondern sie reden von den »Kindern des Reiches« überhaupt, und wer sind diese wohl anders, als die Christen? Nun sehen wir aber die herbe Warnung und Weissagung Christi nur allzu oft in Erfüllung! Während in Europa das Christenthum unter tödtlichen Spaltungen schmachtete, hatten sich dem Evangelium in West- und Ostindien, im Osten von Asien, im Süden von Africa, zahlreiche Pforten geöffnet; Viele also werden kommen vom Aufgang, wie die Hindostaner, die Bewohner von Japan, Siam, Conchinchina, und Abyssinien, viele vom Niedergang, wie jene aus Canada, Florida und vom Uraguai, und werden, vom Geiste Jesu geheiligt, ihre Sitze einnehmen

mit Petrus, Paulus und Johannes Baptista; die Kinder des Reiches aber, die Christen ohne Christenthum, die Katholiken ohne katholisches Kirchenthum, werden hinaus gestoßen werden, wohin? aus dem Lichte in die Finsterniß, aus den innersten Finsternissen der Sündengewohnheit in die äußersten Finsternisse jenes Schreckenslandes, wo die Sünde ewig ihre Qual seyn wird.

Was beginnen wir also, sofern wir diese harte und herbe Wahrheit erkennen und anerkennen? Eben dieses Evangelium, welches den Uebergang vom Aussatz der Sünde und von den Finsternissen des Unglaubens zum ewigen Siechthum, zur ewigen Finsterniß bezeichnet, wird uns auch lehren, was vor allem uns noth sei, damit wir ein besseres Loos uns bereiten. Die erste Lehre soll der Aussätzige uns geben, die zweite der Hauptmann, die dritte des Hauptmanns Knecht, die vierte aber niemand Geringerer, als der Herr des Hauptmanns und des Knechtes, Jesus selbst. Was lehrt uns der Aussätzige? Er lehrt uns, was wir niemals vollkommen genug lernen können: mit Vertrauen beten. »Herr, wenn du willst, so kannst du mir helfen.« Was lehrt uns der Hauptmann? Er lehrt uns beten und bitten, mit lebhaftem Glauben, mit echter, inniger Demuth; überdieß lehrt er uns nicht allein demüthig seyn vor Gott, sondern auch mild und liebreich gegen die Untergebenen, sorgfältig für alle ihre Leiden und Nöthen. Was lehrt uns der

Knecht, und die Knechte alle, von denen der Hauptmann redete? Sie lehren uns, unseren Vorgesetzten gehorsam seyn. Obgleich diese Knechte, die der Hauptmann rühmt, Barbaren nur und verwilderte Söldlinge waren, dennoch bewahrten sie den Gehorsam, welchen die Apostelfürsten allen christlichen Dienern zu einer so heiligen Pflicht machen. »Ihr Diener, gehorchet euren irdischen Herren mit Ehrfurcht, in der Einfalt eures Herzens, gleichwie Christo, nicht für den Augenschein dienend, den Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi den Willen Gottes aus ganzer Seele erfüllend!« (Ephes. 6, 5. und I. Petr. 2.) Wie sehr sollte nicht jeder dienende Christ den Gehorsam lieben? Allein die Meisten verrathen das Gegentheil. Wenn ihnen gesagt wird: gehe hin, so kommen sie, komme, so gehen sie hin; wenn ihnen befohlen wird: thue dieß, so thun sie es nicht, oder sie thun etwas Anderes. Um so merkwürdiger ist die Treue eines christlichen Dieners, welche die Geschichte aufbehalten hat. König Remoald, vom griechischen Kaiser Constantin II. in Benevent belagert, sendete seinen treuen Diener Goswald zu seinem Vater, dem König der Longobarden, um Hülfstruppen zum Entsatze zu erbitten. Auf der Rückkehr ward Goswald gefangen genommen, und da man von ihm erfuhr, daß der Lombardenkönig seinem Sohne zu Hülfe heranziehe, befahl man ihm, unter Androhung des Todes, seinem Gebieter ganz das Entgegengesetzte zu melden. Man führte ihn, zu

diesem Ende, hart vor die Wälle der belagerten Stadt, Goswald aber rief aus allen Kräften: Freue dich, König, und halte dich wacker, die Longobarden sind schon im Anzuge, dir zur Hülfe! So rief er, ohne Furcht vor dem Todesstreiche, der auch in demselben Augenblicke ihn traf. Welch ein Diener, dieser Goswald, treu bis in den Tod! Welch ein glückseliges Haus, das solche Diener besitzt, ja auch nur solche, wie jene des Hauptmanns zu Capharnaum! Und wie glücklich die Diener, die einen Herrn haben, so mild und so gottesfürchtig, wie dieser war! —

Aber nicht bloß gehorchen lehren uns die Knechte des Hauptmanns von Capharnaum, auch sie, wiewohl in einem bildlichen Sinne, lehren uns beten, und zwar aufmerksam und versammelt. Drei Knechte nämlich haben wir in unseren Diensten, welchen wir zur Zeit des Gebetes streng gebieten müssen, damit sie uns gehorsamen, und diese sind unser Leib, unser Herz, unser Geschäft. Komm'! müssen wir unserm Leibe gebieten, hebe dich auf und komme! wenn in der Morgenstunde noch Trägheit ihn binden will; — komme! müssen wir ihm zurufen, wenn die Stunde ist, in das Gotteshaus zu gehen, wo bessere Andacht gefunden wird, als daheim. »Kommet, heißt es im Psalme, und lasset uns anbeten, und niederknien vor dem Herrn unserm Gotte!« — Gehe hin, gehe hinter mir! müssen wir unserm Geschäfte gebieten, gleichwie der heilige Abt

Stephanus von Citeaux zu thun pflegte; denn wenn er in den Tempel trat, drückte er die Thüre fest hinter sich zu, und sprach: »ihr Sorgen, bleibt hier draußen, bis ich zu euch zurück komme.« Endlich müssen wir auch unserm Herzen, d. h. unsrem Willen gebieten: thue dieß, und für jetzt nichts anderes, gleichwie es in den Psalmen gesagt wird: »bereit ist mein Herz, o Gott, bereit ist mein Herz,« damit unser Gebet mit Eifer und Innigkeit von Statten gehe.

Was lehrt uns endlich der Herr selbst? Die echte Verwunderung, indem er zu himmlischen Dingen unser Auge empor lenkt; die rechte Furcht, indem er in die Tiefen der Finsternisse unsern Blick hinab lenkt. Er lehrt uns also ernstlich und eifrig beten, um der Gefahr zu entgehen, und in das Reich der Klarheit zu gelangen. Wie entgehn wir der finstern Knechtschaft? Wenn wir Diener Christi bleiben, seinen Geboten treu. Wie gelangen wir zur himmlischen Freiheit? Wenn wir über uns selbst gebieten, so daß alle Kräfte, Neigungen und Leidenschaften als Knechte uns gehorchen; beides also durch die Kraft des Willens. »Herr, rufen wir, wenn du willst, kannst du uns selig machen!« Und der Herr erwiedert: Ich will, aber wollet auch ihr! Wenn ihr wahrhaft wollt, werdet ihr selig werden. O Herr, verleihe uns diesen heiligen Willen! Amen.

IX.

Am vierten Sonntage nach Epiphania.

„Es entstand ein großes Ungewitter, also daß die Wellen über das Schifflein hingingen; Jesus aber schlief.“ (Matth. 8, 24.)

Eingang.

Mannigfaltige Stoffe werden im heutigen Evangelium uns dargeboten, welche zu reiflicher Betrachtung sich eignen. So könnten wir von der Erzählung, die wir eben gehört, übergehen zu anderen Ungewittern des Meeres, als da sind die Stürme und Gefahren dieses irdischen Lebens, und die Leidenschaften des Herzens, oder wir könnten den Frieden eines guten Gewissens betrachten, die Herrlichkeit der gläubigen Hoffnung, die Verfolgungen und Kämpfe der Kirche. Inzwischen wollen wir auf den größten, weitesten Gegenstand unser Auge wenden, den das Evangelium uns schildert, nämlich auf das Meer. Und was ists mit diesem Meere? Auf dem Meere finden wir ein Schifflein, und in dem Schifflein Jesum. Wie finden wir aber Jesum? Wir finden ihn schlafend. »Jesus aber schlief.« Wir finden ihn auch wachend, denn »seine Jünger weckten ihn.« Wunderbar genug! der Allgegenwärtige, und ewig

seiner selbst Bewußte schläft, und er, der allein seine Jünger erweckt hat und erwecken konnte, wird von diesen Jüngern erwecket. Die ganze Begebenheit aber wendet sich um dieß Erwachen. Jesus schläft und das Meer tobt; dieß ist der erste Haupttheil — Jesus wacht und das Meer ruht — dieß ist der zweite Haupttheil der Erzählung, die wir nun, unter Anrufung des göttlichen Lichtes, näher betrachten wollen.

Am Strande des Meeres von Galiläa stand Jesus lehrend, ermahnend, tröstend und heilend; es ward aber des herandrängenden Volkes allzuviel, und wie der Herr den ungeheuren Schwarm rings umher sah, befahl er den Jüngern, an das jenseitige Ufer hinüber zu schiffen. Er stieg also in das Schifflein, und von den Leuten am Ufer folgten, wie Marcus berichtet, viele auf anderen Schiffen ihm nach. Und siehe, es entstand ein heftiges Ungewitter auf dem Meere, also daß die Wellen über das Schiff schlugen, und die Jünger sich in Todesgefahr befanden. Von wem kam dieses Ungewitter? wer hatte es gesendet? Die Naturkündigen reden von electrischen Ladungen und Spannungen in Luftschichten und Gewölken, die, wenn sie hoch gestiegen, endlich durchbrechen, und diese Ansichten sind wahr. Der Christ als solcher, der über der Naturlehre noch einen höheren und höchsten Grund erkennet, sagt im Geiste der Schrift: die Ungewitter

werden von Gott, dem Herrn der Natur und des Weltalls gesendet; denn so heißt es im 103. Psalme, daß er die Stürme zu seinen Boten bestellet; so heißt es im 148. Psalme: lobet den Herrn, Feuer, Hagel, Schnee und Sturmwinde, die ihr sein Geheiß erfüllet. Daß jedoch dieß mit den Ansichten der Naturlehre in keinem Widerspruche stehe, ist anschaulich genug; da alles, was in der Natur und Körperwelt vorgeht, durch die Gesetze geschieht, die der Herr des Weltalls gegeben hat, nichts aber ohne oder gegen sein Wissen und Wollen. Wer ist dieser Herr des Weltalls? Der allmächtige Vater, der Schöpfer aller Dinge. Was ist sein Gesetz? In den Evangelien heißt es Logos, oder das Wort. Dieß göttliche Wort aber ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt, und wo? In den Hütten der Armen, unter freiem Himmel, auf den Schifflein dürftiger Fischer, seiner Jünger. So finden wir also den Logos, das menschgewordene Wort, im Schifflein auf dem Meere, und zwar nicht wachend, sondern schlummernd. Ringsum stürmte und tobte das Meer, alles, was im Schiffe sich befand, wachte und schrie, Jesus aber schlief. Der Sturm warf die schäumenden Wellen in das Schiff herein, Er aber, der selber den Sturm gesendet hatte, schlief. Wir wollen zu erkennen suchen, warum er den Sturm sendete, und warum er während des Sturmes schlief? Der große Lehrer Origenes meint, er habe den Sturm gesendet, um bei dieser Gele-

genheit seine Macht zu zeigen, und den Glauben in seine göttliche Würde zu stärken. Der heil. Chrysostomus bemerket, er habe das Ungewitter deßhalb gesendet, damit seine Apostel, die heldenmüthigen Bezwinger der Welt, für künftige Gefahren vorbereitet und geübet würden. Denn sie sollten ausgerüstet werden mit einem Alles besiegenden Muthe, und dieß konnte nur durch solche Prüfungen und Erfahrungen geschehen. Sie sollten auch geübet werden, durch ihr flehentliches Gebet von Jesu Hülfe zu erlangen. Denn bisher waren sie nur Zuschauer gewesen, wie er Anderen half, nun aber war die Reihe, in der Angst und Noth ihn anzurufen, an ihnen selbst. Und dieß sollte in der Folge gar oft sie treffen, und auch für ihre Nachfolger so fortdauern bis ans Ende der Zeiten. Denn dieß Schifflein auf dem tobenden Meere, auf welchem Jesus mitten unter seinen Jüngern weilet, was bedeutet es anders als die streitende Kirche? Von Gefahren und Verfolgungen wird sie vielfach beunruhiget, Jesus aber birgt sich oftmals, als ob er schlummerte, und durch Gebet und Flehen geweckt werden wolle, gleichwie er damals im Schifflein ruhete. Er ruhete, wie Marcus erzählt, an jenem Ende des Schiffes, wo das Steuerruder angebracht ist, auf einem Hauptkissen und schlummerte. Wohl mit Rechte verweilte er an diesem Orte, weil er der Steuermann und Lenker der Kirche ist, allein befremdlich ist sein Schlummer, und hier stehen wir

bei unsrer zweiten Frage. O staunenswürdiges Geheimniß, ruft Origenes: er, von dem die Psalmen sagen, daß er nicht schläft und nicht schlummert, der Himmel und Erde regieret, ruhet im Schifflein und Schlummer bedeckt sein Auge! — Allein eben hierin findet sich die lebendige Mitte aller Wahrheiten des Glaubens. Daß Jesus schläft, scheint nicht so erstaunlich noch, als daß er stirbt; doch ist das eine so bedeutungsreich als das andere: er schläft, und er stirbt, weil er durch seine Menschwerdung, mit Ausnahme der Sünde, in Allem uns ähnlich geworden; doch starb er auf andre Weise, als alle übrigen Menschen, insofern auch nach dem Tode sein Geist wie sein Leib dem Worte vereinigt blieben; und so schlief er auch auf andre Weise; denn entschlummerte er zwar, als wahrer Mensch, wie es Ermüdung und die späte Abendszeit mit sich brachten, so schlief er doch, wie Origenes sagt, nur dem Leibe nach, das Wort aber wachte. Allein warum entschlief er dennoch eben jetzt, in der Zeit der dringendsten Gefahr? Damit, wenn das Ungewitter am heftigsten geworden, auch seine Macht um so herrlicher sich erwiese; auch, wie Ambrosius lehrt, um die Hoheit und Sicherheit seiner Macht zu zeigen, die in der allgemeinen Angst und Drangsal allein ohne Furcht ist. Es geschah dieß noch aus einem andren Grunde, den der heil. Hieronymus angibt, da er bei dieser Gelegenheit auf den Propheten Jonas hindeutet: er schlief in großer Si=

cherheit, während die Andren in Gefahr schwebten, und er ward aufgeweckt, um diejenigen, die ihn weckten, durch seine herrschende Macht und durch das Verdienst seiner Leiden zu retten. Die Herrschermacht besaß er, kraft seiner göttlichen Natur; leidend, der Müdigkeit, dem Schlafe, dem Tode unterworfen war er in seiner menschlichen Natur; beides vereinigte er, um die Menschen zu erlösen; er starb am Kreuze und weckte die Todten, er schlief im Schifflein, und weckte die Schläfer. Denn obwohl die Apostel zu ihm hintraten und ihn weckten, waren sie dennoch im Schlummer des Halbglaubens, und die Uebrigen im Todtenschlafe des Unglaubens; sie weckten ihn wie einen gewöhnlichen Menschen; sie riefen wohl: Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde, allein sie riefen dieß in banger Verzagtheit, ja sie gaben recht deutlich zu erkennen, wie gering ihr Vertrauen war, denn, wie Marcus berichtet, sprachen sie: Meister, gehet es dich gar nicht an, daß wir zu Grunde gehen? Als wollten sie sagen: kümmerst du dich allein nicht um unsre Gefahr? schläfst du, in solcher Bedrängniß, sorgenlos dahin, und lassest uns sammt dir von den Wellen verschlingen?

Und wahrlich, sie, die den Erlöser, die Kraft, das Leben selbst in ihrer Mitte besaßen, hätten so nicht sich ängstigen sollen! Darum sah Jesus weder auf das ungestüme Toben des Meeres, noch auf die augenblickliche Gefahr und ihre Beseitigung;

ein andrer Sturm war es, den er vorerst besänftigen wollte, nämlich die Angst in den Herzen seiner Jünger, in welchen die Abgründe des Unglaubens und der Trostlosigkeit sich öffneten; darum ermahnte er sie mit scharfen Worten: »was seid ihr so verzagt, ihr Kleingläubigen?« Ihr glaubet nicht gänzlich an meine Macht, und euer Vertrauen zu mir ist kraftlos. Ihr habt mir gehorcht, da ich euch berief, ihr habt alles verlassen, weil ihr an mich glaubtet, doch euer Glaube ist viel zu geringe noch. Da schwiegen die Jünger wohl, und das Licht der Hoffnung dämmerte in ihren Herzen, und der innere Sturm legte sich, draußen aber tobte das Ungewitter wüthender als vorher; in furchtbare Wogen thürmte die See sich empor, brausend und heulend fuhr der Sturmwind zwischen den Wogen durch, und schleuderte sie auf und nieder, und warf die Schiffe umher, daß die Wellen über sie zusammen schlugen, und die jammernden Menschen in jedem Augenblicke dem Tode entgegen sahen; Jesus aber erhob sich, stand am Rande des Schiffleins, breitete seine Hand aus über die Wellen, dräuete dem Sturme, und sprach zum Meere: schweige, verstumme! Und, wie es im 103. Psalme heißt: »vor deiner Drohung fliehen die Gewässer, vor der Stimme deines Donners erzittern sie; du setzest ihnen Schranken, die sie nicht überschreiten werden;« und wie es beim Propheten gesagt wird: »die Berge sahen dich und erbebten, die Wasserwirbel zogen vor-

über« — der Herr hat geredet, und die Knechte schweigen; das schöpferische Wort erhebet seine Stimme, und die Elemente ruhen friedlich; der da wandelt auf den Fittigen der Winde, gebeut dem Sturme, und er verstummet; der da wandelt über den Fluthen des Meeres, sprach zu den Wogen: schweiget, und es ward eine große Stille. Siehe die Allmacht, die Gott allein eigen ist, siehe da die Herrschaft des Allerhöchsten; denn wer vermag der Wuth der Wogen, wer der Gewalt des Meersturms zu gebieten und Einhalt zu thun, wo nicht jener allein, dem auch die Elemente gehorchen?

Ein nordischer Gebieter, Canut, König von England und Dänemark, hatte von seinen Schmeichlern und Höflingen sich rühmen gehört, daß Alles auf Erden seinem Winke gehorche. Um sie eines Bessern zu belehren, berief er sie, zur Zeit der bevorstehenden Fluth, an den Strand des Meeres, dort ließ er seinen Thron hinstellen, setzte sich darauf, und sprach im feierlichen Tone: Ich, König Canut, befehle dir, o Meer, daß du es nimmer wagest, in mein Land und Gebiet herauf zu fluthen, auch sollst du dich nicht erkühnen, deines Gebieters Gewand oder Fuß zu durchnässen! So hatte er kaum gesprochen, als die Fluth schon herankam, bis zu seinen Füßen vordrang, und die Wellen, die über den Strand sich wälzten, von oben bis hinab ihn bespritzten. Der König aber trat einige Schritte zurück, und sprach zu seinen Hofleuten: da sehet ihr

nun selbst, wie flink das Meer jedem meiner Winke gehorcht! Merket es euch Alle, daß der irdischen Fürsten Gewalt nur zeitlich und begränzt, und daß nur Einer es sei, dem Himmel, Erde und Meer gehorchen! Und er kehrte in seine Burg zurück, wo er seine Krone herab nahm, und sie einem Bildnisse des gekreuzigten Erlösers auf das Haupt setzte; eine fromme Huldigung, welche für die rohen und kriegerischen Völker, die er belehren wollte, sehr wohl berechnet war. Und welcher Gläubige wird diese Huldigung tadeln? Was Canut, der gewaltige Feldherr, der weitgebietende Herrscher nicht vormochte, dieß bewirkte mit Einem Worte der dürftige, sanftmüthige, damals den Völkern unbekannte Jesus; er gebot, und das sturmbewegte Meer ward spiegelglatt, die schwarzen Gewölke schwanden, die Luft ward still und heiter. Mit vollem Rechte daher staunten die Leute, die davon Zeugen waren, und fragten: wer ist dieser, daß auch Sturm und Meer ihm gehorchen? Wer ist dieser, der eine Macht übet, welche nur Gott allein besitzt? Wer ist dieser, so demüthig und so erhaben, klein und allmächtig, sanftmüthig und furchtbar, dürftig und gering geschätzt, und ein Herr der Elemente? »Was ist der Mensch, daß du so herrlich ihn heimsuchst, des Menschen Sohn, daß du also seiner gedenkest? Um ein wenig geringer als die Engel hast du ihn gemacht, aber mit Glorie hast du ihn gekrönet, und ihn gesetzet über alle deine Werke!« (Ps. 8.) Geringer als

die Engel schien Jesus geworden zu seyn, da er litt und starb, aber mit Herrlichkeit gekrönet, und über alle Werke Gottes gesetzt ward er, als er nach seiner Auferstehung sprach: mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden. Zu Ihm flehe, o Christ, Ihn rufe an in allen Stürmen des Lebens, in bitteren Verhängnissen, aus den Wellen und Wogen der Leidenschaften und gefahrvollen Prüfungen, rufe zu ihm: Herr, errette mich, ich gehe zu Grunde! Zweifelst du an seiner Macht? erscheint es dir ungewiß, ob er dir helfen wolle und werde?

Ach, entgegnet mancher Gefährdete und Leidende: ich habe geflehet und gerufen, aber Jesus hörte mich nicht. Weißt du wohl, warum? Dein Lebensschifflein, ein morsches Schifflein, muß durch manchen Wirbel, und immer war Jesus dir nahe, du hättest ihn wohl auch gefunden, in deinem Kahne selbst, Jesus aber schlief. Wieso? Jesus (wie die Glosse bemerkt) schläft in uns, wenn unser Glaube schläft oder todt ist, und eben daher, weil wir dann die Sorge für unser Heil vernachlässigen, entstehet der Sturm. Wecke Jesum, erwecke den Glauben, übe die heilige Hoffnung, und der Sturm wird sich legen! Es gibt aber einen noch betrübteren Schlaf! Jesus schläft in einem jeden Christen, der seinem Vorwitz und Muthwillen sich ergibt, und in schwere Sünden fällt; und da unser wahrhaftes Leben kein anderes ist, als das Leben Jesu in uns durch die Gnade, so wird dieses höhere, himmlische Leben durch jedes Vergehen, das die Gnade tilgt, ge-

tödtet; in einem solchen Christen hört Jesus auf zu leben; und er schweigt auch von ferne her, als schliefe er, weil er dem Abtrinnigen Zeit läßt zur Buße. Dieser scheinbare Schlummer Jesu, diese grundlose Ruhe des Herzens, trotz vielfältiger Frevel, wie verdächtig und schauerlich sollte sie dem Sünder nicht seyn? Wie viel gefahrvoller ist diese verdächtige Stille des Meers, als jeder zum Ausbruch gekommene Sturm? Stürmet es aber im Herzen, nun, o Christ, so weißt du, wie zu helfen sei; rufe Jesum, erwecke ihn. Bewegt dich etwa innen herber Zorn und Rachsucht? So sagt dir Augustinus: »Christus schläft in dir. Und was bedeutet dieß: Christus schläft in dir? Du hast seiner vergessen. Erwecke Christum wieder, gedenke seiner, betrachte ihn. Was wolltest du? was hattest du vor? du wolltest dich rächen. Du hast also vergessen, daß er am Kreuze sprach: Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Er, der in deinem Herzen schläft, wollte die Rache nicht. Erwecke ihn also, gedenke seiner und sage: wer bin ich, und welch ein Christ, daß ich Rache begehre? — Oder wird dein Herz beunruhigt und bewegt von Kleinmuth, Furcht und Kummer? Wiederum sagt dir Augustinus: Siehe, das Meer tobte, das Schifflein, worin die Jünger sich befanden, ward hin und her geschleudert, Christus aber schlief. Endlich fiel es ihnen ein, daß jener, der in ihrer Mitte schlief, der Schöpfer und Gebieter der Natur sey. Sie naheten ihm also, sie weck-

ten ihn, und er gebot dem Aufruhr der Elemente, und es ward eine große Stille. Siehe wohl zu, warum dein Herz so leidenschaftlich bewegt und geängstigt werde? vielleicht, weil du vergessen hast, wem du glauben und vertrauen sollst; weil es dir nicht einfällt, was Christus für dich gethan, gelitten und verdienet hat. Wenn du deines Erlösers nicht gedenkst, so schläft er dir. Erwecke ihn also, erneuere den Glauben, sei eingedenk, daß er der Sohn Gottes ist, erinnere dich an seine Leiden, alsdann wird Christus wachen in dir. Wenn du aber von ganzem Herzen es bedenkst, was er für dich gelitten hat, wirst du alsdann nicht bereit dich finden, auch Deine Leiden mit ruhigem Geiste zu tragen? Ja vielleicht wirst du vollends dahin gelangen, dich daran zu erfreuen, weil du durch solche Leiden einiger Aehnlichkeit mit deinem Erlöser gewürdigt worden bist. Und wenn du, in solchen Beherzigungen, getrost und fröhlich zu seyn beginnest, siehe dann ist Jesus schon aufgestanden, und hat die Stürme zur Ruhe gewiesen, und es ist deßhalb eine große Stille geworden! Erhöre uns o Herr, nach deiner Barmherzigkeit, so oft wir dich anrufen, und herrsche mit neuer Macht in unseren Herzen! Bist du nicht Jesus, Salvator, der Retter und Befreier? Steh' auf, o Herr, und rette uns, sonst gehen wir in jeder Versuchung zu Grunde. Steh' auf, o Herr, und helfe uns, und erlöse uns um deines heiligen Namens willen. Amen.

X.

Am vierten Sonntage nach Epiphania.

„Und es entstand ein großes Ungewitter auf dem Meere, also daß die Wellen über das Schifflein hingingen.“ (Math. 18, 24.)

Eingang

Das Schifflein auf der See Tiberias, welches Christum und seine Jünger mitten durch die Fluthen trägt, ist, wie Jedermann weiß, das Vorbild der gesammten streitenden Kirche, in welcher die Christen, um Jesu versammelt, und er mitten unter ihnen, die beschwerliche Bahn dieses Lebens zurück legen. Eben so ist der Sturm auf dem Meere, der das Schifflein umherwarf, ein Vorbild aller der harten Verfolgungen und Drangsale, welche die Kirche jemals erduldet hat. So oft eine solche Verfolgung ausbrach, und solange sie fortwüthete, schien Jesus mitten unter den Seinen zu schlummern; es hatte den Anschein, als wäre er nicht zugegen, als hätte er die Kirche verlassen und den Stürmen preis gegeben, aber das flehentliche Gebet der Seinigen erweckte ihn wieder, d. h. nachdem die harte Prüfung eine Zeitlang gewähret, erhörte der Herr die Bitten seines Volkes wieder, er gebot den Stürmen,

er zeigte die Macht seiner allzeit wachenden Vorsehung, und es erfolgte Heiterkeit und Stille; er nahm, für eine Zeit, die Verfolgung hinweg, und gab der Kirche den Frieden. Aber nicht bloß ein Symbol der Kirchengeschichte, des Gesammtlebens der erlöseten Menschheit, ist das Schifflein im Meere Tiberias, sondern auch ein Sinnbild jedes einzelnen, irdischen Menschenlebens, wie dieses schon in der heiligen Schrift gesagt ist: »Einem Schifflein, das die Fluthen des Meeres durchzieht, gleichet unser Leben; kaum geboren, geht unser Daseyn schon fortwährend dem Ende zu. Dem Schifflein selbst können wir diesen gebrechlichen Leib vergleichen, dem Steuermanne den denkenden Geist, das Meer ist die Welt, die Leidenschaften sind die Wogen und Fluthen, der erste Hafen, aus welchem die Ausfahrt geschieht, und der zweite, wohin die Einfahrt geht, sind durch Geburt und Tod bezeichnet; hart am Grabe steigt der Steuermann aus, und verläßt das Schifflein, um auf neue Weise in ein unbekanntes Land einzugehen, es sei nun das Land der Lebendigen oder der Todten. Alle diese Vergleichungspuncte wollen wir uns heute, zu unsrer Belehrung, näher vor's Auge führen. —

Nicht ohne eine Art von Wehmuth bleibt der Anblick, den ein einsames Schifflein mitten auf weiter See gewähret. Denn wenn seine Gebälke auch noch so künstlich und fest zusammengefüget, und

seine Wände noch so unversehrt sind, so ist es dennoch ein gar gebrechliches Gebäude, das nur an eine Klippe anstoßen darf, um in Trümmer zu gehen. Ueber die Maßen gebrechlicher noch, und von häufigern Uebeln bedroht, ziehet das körperliche Leben seine Bahn dahin. Und wie das Schifflein in steter Schwankung ist, und an keinem Orte fest steht, es sei dann auf eine Sandbank gerathen, so ist auch das Leben des Leibes ein unaufhörliches Schwanken. Und wie das Schifflein in stetem Laufe ist, und je schneller es dahin fährt, desto mehr in den Schiffenden die Täuschung veranlaßt, als stünden sie sammt dem Schifflein stille, und als eilten die Ufer mit ihren Hügeln, Auen und Gebäuden im Fluge vorüber, so ergeht es auch uns im wohlbehaltenen oder morschen Kahne dieses Leibes, der mit jedem Athemzuge, als mit eben so vielen Schritten, seinem Ende zueilt, während wir, in seltsamer Täuschung, den Flug unsrer irdischen Zeit so wenig merken, als jenen großen Flug, auf welchem uns der ganze Erdball in seiner Sonnenumkreisung dahinreißt. Wer im Schiffe fährt, sagt Gregorius, für den ist es dasselbe, ob er nun stehe, sitze, oder gehe, weil die stete Fortbewegung des Schiffes ihn weiter trägt, eben so ergeht es auch uns: wir mögen nun wachen oder schlafen, reden oder schweigen, so gehen wir doch immer vorwärts. Weil es aber nur darauf ankommt, wohin die Fahrt gehe, und wie sie geleitet werde, so wenden wir unser Auge nun

auf den Steuermann, dessen Aufgabe es ist, das Schifflein zu lenken. Siehe, wie enge der Schiffer hier wohnt, an einen ungemein schmalen Raum ist er gebunden, und mit einer winzig kleinen Kammer muß er sich begnügen, er mag nun ein Bettler oder Crösus seyn. Er hat zwar den unermeßlichen Sternenhimmel über sich, und den weiten freien Horizont um sich, für seine Person jedoch ist er auf den kleinsten Raum beschränkt, und nur eine Handbreit, so viel der Durchmesser des Schiffsgebälkes beträgt, trennt ihn vom Untergang und Verderben. Ist nun zwar die Vereinigung des Geistes und Leibes im Menschen so innig und persönlich, daß man, im eigentlichen Sinne, den Leib keineswegs für die Wohnung oder Hütte des Geistes ansehen darf, so ist es doch wenigstens im bildlichen Sinne so. Und, in diesem Sinne betrachtet, wie enge ist nicht das Haus, so dem Geiste in diesem irdischen Leben angewiesen ist! er fühlt sich von allen Seiten eingeschränkt, suchet und seufzet nach dem Bessern, und von keinem erschaffenen Dinge ist seine Sehnsucht zu erfüllen; er hat den Himmel über sich, und fühlt sich an die Erde gebannt. Und wie die Kranken sich in ihrem Bettlein von einer Seite zur andren drehen, weil sie an irgend einer Stelle die Ruhe zu finden wähnen, die ihnen ihr Leiden doch nirgends gewährt, so suchen die Sterblichen, in ihrem engen Aufenthalte, da und dort, wechseln mit Freunden, Bekannten, Moden, Wohnungen, Geräthschaften,

Titeln, und können doch die Ruhe nicht finden, denn der Leib selber ist es, der nach Erlösung seufzet, und bis dahin dem Geiste so beschwerlich und ungemächlich und doch so unentbehrlich ist, wie dem Schiffenden sein morsches Schifflein.

Es ist aber des Steuermanns Plage damit nicht abgethan, daß er auf einen so engen Raum beschränkt ist, er hat überdieß noch der Angst und Sorge genug, wie er sein Fahrzeug lenke und richte, wie er mit Lebensvorrath und süßem Wasser es versehe, wie er gegen die Seeräuber sich verwahre, und sein Schifflein endlich, mit guter Fracht beladen, wohlbehalten in den Hafen bringe. So wird der Geist des Menschen ohne Unterlaß von Furcht und Sorgen beunruhigt, oft aus gerechten, gar oft auch aus so geringfügigen Ursachen, daß er mit Hiob fragen kann: »warum bin ich mir selber beschwerlich worden?« Obendrein wird dem Schifffahrer alle Sorge und Mühe dadurch noch mehr verbittert, daß es gar vielfältige Dinge gibt, über die er nichts Verläßliches weiß, so daß er schwankend in seinen Maßregeln wird, noch schwankender als sein Schifflein. Hat er die rechte Bahn getroffen? hat er nicht allzu sehr gegen Osten oder Westen sich gewendet? ist das Schiff, das sich nähert, ein friedliches, oder ein feindliches? Die Schiffer der Vorzeit kannten kein verläßliches Hülfsmittel zur Bemessung und Richtung ihrer Fahrt, und erst nach der Erfindung des Compasses wagte man sich weiter in das Weltmeer

hinaus, weil es nun möglich wurde, an der Richtung der Magnetnadel die Weltgegenden zu erkennen. So hatten auch die Menschen im Heidenthume keine Mittel und Wege des rechten Lebens, und nur dem Christen ist diese Fahrt möglich geworden, weil der geoffenbarte göttliche Wille seinen Wegen die wahre Richtung zeigt; nichts destoweniger ist es keine leichte Aufgabe, diesen Willen allezeit genau zu verstehen. In unsrem Geiste ist manches Licht und viele Finsterniß, weniger ist, was wir wissen, als was wir nicht verstehen; auch was wir wissen, ist meist nur Stückwerk und räthselhaft, was wir nicht wissen, lernen wir schwer, was wir gelernt, vergessen wir leicht, und die Folge davon ist die stete Unsicherheit in Meinungen, Beschlüssen und Werken. Kommt noch hinzu, daß der Schiffsgebieter ungehorsame Matrosen hat, die sich gegen ihn auflehnen, so geht es im Lebensschifflein bunt und wüst durcheinander; die Eigenliebe bemächtigt sich des Steuerruders, die wilde Lust spannt die Segel auf, der Leichtsinn setzt sich auf den Mast, und so gleitet das Fahrzeug mitten durch die schauerlichsten Gefahren des ewigen Verderbens hin, während der Steuermann unten im Schiffsraume liegt und schlummert, statt auf seinem Posten zu stehen, und der Gefahren Acht zu haben, die von außen kommen.

Was für Gefahren sind dieß? Erstlich die Stürme und Orcane, die das Schiff an Klippen schmet-

tern, oder so weit hinaus in die hohe See treiben, daß die Schiffenden bald mit Noth und Hunger zu kämpfen haben. So wird das menschliche Leben von unzähligen äußeren Drangsalen beängstigt, obgleich auch der Ueberfluß so gut als die Dürftigkeit, die Auszeichnung und Verehrung so gut wie Hohn und Verfolgung dem Schifflein Gefahr bringen, indem es, unter solchen Glücksbestürmungen, weit hinaus zieht in die hohe See, um dann desto hülfloser verschlagen zu werden, während es von widrigen Zufällen in den Abgrund des Mißmuths und Ueberdrusses hinab gezogen wird; also daß Glück und Unglück mit dem Menschen ihr Spiel treiben, wie Stürme und Wogen mit dem Schifflein. Und wie dem letztern auch Feinde und Seeräuber entgegen kommen, die bald unverhohlen, bald mit List und unter einer falschen Flagge sich nähern, so hat auch jeder Mensch gegen mancherlei Feinde auf der Hut zu seyn, von denen die gefährlichsten jene sind, die ihrer Natur nach ihm unsichtbar bleiben, und in ihrer Lügenhaftigkeit unter dem Scheine des Edlen und Guten ihn überlisten. Es gibt außerdem auch der Sandbänke viel, Untiefen, Wirbel und halbverborgene Klippen, an welche der unkundige Schiffer anfährt, und sitzen bleibt oder scheitert, und so träumten die Alten auch von gewissen Magnetgebirgen an der Küste, welche die Schiffe an sich reißen und festhalten sollen. In sittlichem Sinne gibt es aber solcher Magnetberge viel, die den Menschen

aus seiner geregelten Lebensbahn reißen und an die Unordnung bannen; auch an jenen fabelhaften Syrenen und Seeungeheuern ist kein Mangel, die durch ihre Täuschungen ihn in den Abgrund locken. Und wird von dem alten Ulysses erzählt, daß er an den Mastbaum sich habe binden lassen, um nicht, von dem Syrenengesange bethört, sich in's Meer zu stürzen, so muß der Christ die Fabel in Wahrheit umsetzen, und, wenn er anders vor bösen Lockungen sich verwahren will, an den Baum des Kreuzes sich gebunden denken, in jener Gesinnung, in welcher Paulus sprach: ich bin mit Christo an das Kreuz geheftet, ja diesen Mastbaum muß er in seinem Schifflein aufrecht halten, wenn es ihm ernst ist, seine Fahrt so zu vollenden, daß sie ihm zum Heile gereiche. Wer sich aber in dem Wahne gefällt, das irdische Leben für eine Lustfahrt zu halten, der möge es bedenken, was ein alter Weltweiser von den Schifffahrern sagte: daß es nämlich sehr zu bezweifeln sey, ob man sie unter die Lebendigen rechnen sollte oder unter die Todten. Und was ist dem Menschen sicherer als der Schiffbruch? einige erleiden ihn im Hafen schon, in erster Kindheit, andre in der Ausfahrt, im jugendlichen Alter, andre auf hoher See, oder doch sicher beim Anlanden im zweiten Hafen, denn da wird das Schifflein allezeit zertrümmert, und es kommt bei jedem Schiffbruche zuletzt nur darauf an, daß der Schifffahrer seine Rettung finde. Da ist nun das

erste, was er zu unternehmen pflegt, daß er alle übergroßen Lasten über Bord wirft, das zweite, daß er alles, was unnütz im Wege steht, vom Verdecke weg in den untern Schiffsraum schafft; das dritte, daß er den Anker auswirft, um sein Fahrzeug zu befestigen. So müssen auch wir, so oft Gefahr und Unglück uns bestürmen, vor allem von jeder Sündenverschuldung uns sühnen, die in den Psalmen einer schweren Last verglichen wird, wir müssen alle unnützen Gedanken, Klagen und Wünsche in die Tiefe unsres Herzens bannen, und dort in Stille und Wahrheit bedenken, mit welchem Rechte wir von diesen Leiden heimgesucht werden, und welche Rechtfertigung wir durch selbe erwerben können. So handelte die griechische Kaiserinn Irene, als sie von Nicephorus, einem ihrer Knechte, vom Throne gestoßen wurde: ich danke Gott, sagte sie, daß er mich, eine unwürdige Waise, auf den Thron des Reiches erhoben hat; daß er aber meine Erniedrigung zuläßt, dieß schreibe ich meinen Sünden zu; in allen Dingen sei der Name des Herrn gepriesen! Ließ endlich der Herr seine geliebten Jünger in Lebensgefahr gerathen, damit ihr Vertrauen geprüft und befestiget würde, so ist es, in ähnlichen Drangsalen, auch unsere Aufgabe, diese Zuversicht auf seine Hülfe zu erwecken. Denn unsre Zuflucht, wie der Apostel lehrt, ist die Festhaltung der uns vorgesetzten Hoffnung, die wir als einen sichern und festen Anker der Seele besitzen. (Heb. 6.) Ja je

härter die Bedrängniß, desto inniger und fester müssen wir auf Gott vertrauen, und von ihm jene Hülfe erwarten, durch welche er unsren Bemühungen Erfolg verleiht. »Werfe auf den Herrn deine Sorge, heißt es im Psalme, und er wird dich ernähren, nicht ewiglich wird er den Gerechten umhertreiben lassen von den Fluthen.« Ist es nicht ein altes Sprichwort: wer beten lernen will, der begebe sich auf's Meer? Denn auch die Matrosen, denen sonst die Frömmigkeit nicht sehr üblich ist, beeilen sich zum Gebete, so wie der Tod seine Nähe ihnen zeigt, und so thaten auch jene heidnischen Schiffer, unter welchen sich Jonas befand; »sie wurden von Furcht ergriffen, und ein jeglicher schrie zu seinem Gott; sie weckten auch den Jonas und riefen: was liegst du hier vom Schlummer überwältigt? stehe auf und rufe deinen Gott an, ob er nicht etwa unser gedenke, daß wir nicht zu Grunde gehen! So weckten auch die Jünger eiligst den Herrn und riefen: rette uns, wir gehen zu Grunde! Aber wo finden wir ihn, daß wir ihn wecken können? Die heidnischen Schiffer hatten ihre Schutzgötter oder Laren stets bei sich; der Christ, wenn er anders in der Gnade verharrt, hat den Trost, daß Christus stets mit ihm, in ihm sei, denn durch den lebendigen Glauben wohnt er in unseren Herzen. Rufe mich an, so gebeut er, am Tage der Noth, erretten werde ich dich, und du wirst mich ehren. (Ps. 49.) Und da es an Gefahren und Drangsalen

uns niemals und nirgends mangelt, so sei es auch das Kirchengebet oder die Collecte des heutigen Sonntags, womit wir beschließen wollen. »O Gott, der du weißt und siehest, daß wir, von so großen Gefahren umringt, nach menschlicher Gebrechlichkeit nicht auszudauern vermögen, gib uns das Heil des Leibes und der Seele, damit wir alles, was wir für unsre Sünden zu leiden haben, durch deinen Beistand ertragen und überwinden. Amen.«

XI.

Am fünften Sonntage nach Epiphania.

„Lasset beides mitsammen fortwachsen bis zur Ernte.“
(Math. 13, 30.)

Eingang.

Zum göttlichen Meister traten seine Jünger, und baten ihn: »erkläre uns das Gleichniß vom Unkraut auf dem Felde.« Der Herr aber erwiederte: »Der den guten Samen ausgesäet, ist der Sohn des Menschen. Der Acker ist die Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reiches. Das Unkraut: die Kinder der Bosheit. Der Feind, der es ausgesäet: der Satan. Die Ernte ist das Ende der Welt; die Schnitter sind die Engel. Gleichwie nämlich das Unkraut gesammelt und im Feuer verbrannt wird, so wird es zu Ende der Welt geschehen. Der Sohn des Menschen wird seine Engel aussenden, und sie werden alle Aergernisse aus seinem Reiche tilgen und Alle, die Böses thun, und werden sie in den Feuerofen werfen. Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters. Wer Ohren hat zu hören, der höre.« — Mit diesen ernsten Worten beschließt der Herr seine Erklärung,

denn dieses Gleichniß fasset die ganze Menschengeschichte in sich, vom Anfang bis zum Ende. Denn alles, was in der Welt Erhebliches geschieht, beziehet sich darauf, daß das Unkraut den Weitzen ersticken will, der Weitzen dennoch auch zwischen dem Unkraut gedeiht und gedeihen soll, und beides mitsammen fortwächst bis zur Ernte. Dieß miteinander Fortwachsen wollen wir nach dem Gange des Evangeliums, im ersten, die Ernte aber im zweiten Theile betrachten, und den Herrn der Ernte um rechte Erkenntniß anrufen.

1.

»Erwartung deines Volkes, Erlöser in der Zeit der Noth, warum wirst du gleich einem Fremdling auf Erden seyn, und wie ein Wandrer, der Einkehr sucht? Warum wirst du gleich einem Manne seyn, der keinen Wohnort hat, und wie ein Starker, der nicht helfen kann?« So sprach der Seher Jeremias, da Gott ihm den Ausblick in die Zukunft verlieh, denn er sah im Geiste den Erlöser der Welt, wie er dereinst in Demuth, Dürftigkeit und Mühe auf Erden wandeln werde, um sie umzuarbeiten, und mit gutem Samen zu bebauen, gleichwie er selber sich einen Säemann genannt hat. »Denn das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker angebauet.« Einem Acker verglichen wird das Reich des Herrn, weil es auf Erden gegründet ist, irdische Menschen in sich aufnimmt, und nur durch Arbeit und Mühe Frucht

bringt. Seinen Acker nennt er die Erde, die Menschenwelt, weil sie, auch von Seite seiner menschlichen Natur, sein Eigenthum ist, denn er hat die Menschenwelt erkauft und erlöset durch sein Sühnungsblut, und guten Samen auf Erden angebauet, da er Wahrheit und Gnade ihr wiedergab; er selbst war das Weitzenkorn, das in die Erde fiel, und häufige Frucht brachte, und welche herrliche Saatfelder von heiligen Christengemeinden blüheten bald nach seiner Auferstehung überall empor! Allein, »als die Menschen schliefen, unbemerkt von ihnen, oft auch aus Mangel ihrer Wachsamkeit, kam sein Feind, der Feind des Menschensohnes, der Feind der Wahrheit und des Lichtes, säete Unkraut mitten unter den Weitzen, und ging hinweg.« Mitten unter die Apostel schon hatte er dieß Unkraut gesäet, und ein Judas Iscarioth war aufgegangen; er säete es nun auch unter die heiligen Gemeinden von Samaria, von Galata, von Corinth und Rom, und kaum begann die christliche Wahrheit sich auszubreiten, als auch die Irrlehren schon ausgestreuet wurden, oder, wie es im Evangelium vorhergesagt ist: wie der gute Same sich bestockte und wuchs, so kam auch das Unkraut immer mehr zum Vorschein.

Und allerdings zwar, wenn es einmal so weit gekommen, ist Unkraut und Getreide kenntlich genug, und eines vom andern nicht schwer zu unterscheiden. Wenn wir im frühen Sommer bei den Saatfeldern vorüber gehen, so fallen uns von ferne

schon die brennend rothen Klatschrosen, die blauen Kornblumen, die rosenfarbnen Raden, die breiten Schartendisteln, die rankenden und dornigen Brombeeren ins Auge, während zwischen ihnen die schlanken Weitzenhalme ohne Blumenschmuck und ohne Waffen gesellig empor wachsen und ihre Früchte reifen. So prangen auch die Unkräuter auf dem Acker der Christengesellschaft gar oft mit blendenden Vorzügen, Schönheit, Pracht, Kunst, selbst mit gewissen scheinbaren Tugenden, während die echten Christen, die ein inneres Leben führen und mit weltlicher Herrlichkeit nicht prunken können oder wollen, großentheils gering geachtet werden; denn die großblumigen Unkräuter verhalten sich, als wäre um ihrentwillen der Acker gepflügt und gedünget. Es gibt aber zwischen durch noch andre Unkräuter, die weniger Aufsehens machen, und den Weitzenhalmen in der äußern Gestaltung sehr ähnlich sind; dahin gehören die Quecken oder Graswurzeln, welche weit um sich wuchern und die Saat verdrängen, so wie der Lolch oder Taumelweitzen, der giftige Früchte zur Reife bringt. Ihnen vergleichbar sind die bedeutungslosen Schein- und Namenchristen, die nichts Gutes wirken, und jene Pharisäernaturen, die ihre Bösartigkeit mit einer gottseligen Außenseite bedecken. Wie immer nun die Unkräuter beschaffen seyn mögen, ob giftig und verderblich wie Lolch und Raden, ob ohne giftige Schärfe, wie Wucherblumen und Ackerscharten, immerhin saugen sie

doch das Erdreich aus, verbreiten darin ihre Wurzeln und Ranken, beschatten, verdrängeu und ersticken die gute Saat. Und dieß sehen dann auch die Knechte des großen Hausvaters, es seien nun reine, in der Treue bewährte Geister, oder die Menschen, die mit Ehrfurcht ihm gehorsam sind; in gerechtem Unwillen treten sie vor sein Angesicht hin und fragen: »Herr, hast du nicht guten Samen auf deinem Acker angebauet? woher hat er nun das Unkraut?« Hast du deinen Namen nicht auf Erden verkläret, warum wird er so vielfältig entheiliget? Hast du nicht die Menschen entschuldet, erneuert, geheiligt, woher dann so viele Bösartige, Wollüstige, Rohe, Grausame, Betrügliche, Finstere und Habsüchtige? woher so viele Irrthümer und Irrthumsverbreiter? Und der Hausvater erwiedert: »das hat der Feind gethan.« Nicht vom Hausvater rühret dieß alles her, sondern vom Feinde. »Gut bist du, o Herr, heißt es in der Schrift: in deiner Güte lehre mich deine gerechten Wege!« Urtheilt, heißt es eben daselbst, urtheilet von Gott in der Güte! Nur Gutes kann vom ewigen Vater kommen, und es gibt nichts Gutes, es komme dann von ihm; wenn sich also unläugbar viel Böses auf Erden findet, und überall das Unkraut sich ausbreitet, so hat der Feind es gesäet. Wie dann? hat er denn solche Macht auf Erden? Die Macht eben nicht, so daß er geradezu schaden könnte, wohl aber die List. Denn »als die Menschen schliefen, kam er,

und säete das Unkraut mitten unter den Weitzen.« Er kommt in der Nacht, er schleicht in den Finsternissen der Unwissenheit und Leidenschaft, er überfällt die Unwachsamen zur Zeit der Versuchung, des Leichtsinns, der Trägheit, der Aufregung; er überlistet die Stolzen und Neidischen, er setzt ihnen verkehrte Einbildungen ins Herz, und schleicht hinweg, so daß man nicht ahndet, daß er da gewesen; er schonet selbst der Besten nicht, ja er verfolget eben diese am meisten, und säet sein Unkraut mitten unter den Weitzen. Wie aber fand er Zeit und Gelegenheit, dieß zu vollführen? blieb es etwa auch dem Hausvater verborgen? kann ein erschaffener Geist etwas ersinnen oder thun, das dem Allgegenwärtigen entgehet? O nein; die Menschen schliefen allerdings, der Hausvater aber schlummert nicht, er sah es wohl, er selber sagt es ja: dieß hat der Feind gethan! Wie aber hat er es zulassen können? wie gestattet der Allmächtige einem erschaffenen Wesen, daß es Verderben stifte? wozu hat er den Menschen erschaffen, wenn er ihn der Gefahr hingibt, zu Grunde zu gehen? Dieß sind kühne Fragen, doch nicht vernünftige Fragen. Frei ist der Mensch, mit Selbstbewußtseyn und Willen begabt, und dieß eben ist seine Bedeutung im Weltall, und seine geistige Würde. Das Gute kann er suchen, das Böse fliehen; die Leidenschaft kann er beherrschen, und gegen jede Gefahr sich waffnen, weil die göttliche Gnade die Kraft seiner Kräfte seyn will; drum ist

ihm befohlen: wache und bete! Soll er ein blinder Naturknecht seyn, eine thierische Maschine, ist er nicht ein unsterblicher Geist, zur Gottähnlichkeit berufen?

Nein, solche Fragen stellen die Diener des Hausvaters nicht. Sie fragen wohl: woher das Unkraut, und da sie es gehört, setzen sie eine andre Frage hinzu: Wie lange, o Herr, wie lange? »Wie lange noch, o Herr, wie lange noch sollen die Sünder stolziren?« (Ps. 93.) »Warum siehest du nicht, o Herr, auf Alle die Böses thun, warum schweigest du, da der Gottlose den Gerechten verschlinget?« (Habac. 1.) Soll deine Gerechtigkeit nicht endlich sich offenbaren? soll die Verachtung deiner Glorie ungeahndet bleiben? Wie lange noch soll das Unkraut wachsen und blühen und weit sich verbreiten? Willst du, daß wir hingehen, und es heraus reißen? Bereit sind die Knechte, die da eifern für Gottes Ehre und der Menschen Heil; ein Wink nur vom Hausvater, und die Gestirne wechseln ihre Bahnen, und die Erde nimmt einen andern Schwung, die Stürme wüthen, die Wolken ergießen sich, das Meer durchbricht die alten Schranken, die Abgründe thun sich auf, aus dem Schlunde der Berge wogen die Flammen hervor, die Luft bewaffnet sich mit Pesthauch, und Alles fällt dem Verderben anheim; aber auch ein Wink nur, und der Todespfeil trifft alle Einzelnen, die getroffen werden sollen, sie heraus holend mitten aus der

Lebendigen Reihen — »willst du, o Herr, daß wir hingehen?» Befiehl, und wir eilen dahin, gebiete, und es geschieht! — Der Vater aber spricht ein mächtiges, unwiderstehliches Nein, er erwiedert: ich will nicht. Und warum nicht? Mit unendlicher Herablassung verweiset er ihnen den vorschnellen Eifer: »damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut ausjätet, auch den guten Weitzen mit zugleich herausreißet!« Denn wie auf den Saatfeldern Unkraut und Getreide mit seinen Wurzeln die gemeinschaftliche Erdscholle durchflicht, so ist auch in der Menschengesellschaft solcher Verflechtung viel; da gibt es gute Kinder böser Aeltern, und gute Aeltern böser Kinder, tugendhafte Gattinnen übelbeschaffener Gatten und umgekehrt; auch knüpfen sich auf Erden so viele zarte Bande der Freundschaft und Dankbarkeit, so viele Bande wechselseitiger Abhängigkeit und Unentbehrlichkeit zwischen Menschen, die doch in Ansehung der Gnade fern von einander stehen; wenn nun alle, die nicht im Leben der Gnade sind, sollten hinweggenommen werden, welche Schrecknisse, welche Verwirrungen, welche Verarmung und Noth würden da plötzlich entstehen? So handelt der gütige Vater nicht. Er suchet nicht die Bösen allein mit seiner Züchtigung heim, ja vielmehr schonet er ihrer oft, und zwar aus einer zweiten, wichtigen Ursache, an welche S. Augustinus erinnert: weil es nämlich leicht geschehen kann, daß diejenigen, die heut Unkraut sind,

morgen schon guter Weitzen seyn werden, denn dieß vermag die Gnade Gottes in jedem Augenblicke, da der bisher Treulose ihr Gehör gibt. Deßhalb auch, als Johannes und Jacobus in der Nähe jener widerspenstigen Stadt den Herrn fragten: willst du, daß wir gebieten, daß Feuer vom Himmel falle, sie zu verzehren? erwiederte Jesus: »Ihr wisset nicht, wessen Geistes Kinder ihr seid! der Sohn des Menschen ist nicht gekommen, die Seelen zu verderben, sondern zu retten!« Und mit welcher Freude hat in der Folge nicht eben diese Stadt das Evangelium aufgenommen?

Es ist aber eine dritte, gleich wichtige Ursache noch, die hier zu betrachten kommt, diese nämlich: daß die Gutgesinnten durch die Anderen geübet, geprüft, und im Guten befestigt werden müssen. Die Gottlosen, sagt Augustinus, dienen den Guten, wie dem Eisen die Feile und der Hammer, wie der Mühlstein dem Weitzen, wie die Verfolger unter den Heiden den Martyrern. Und in der That, über wen soll ein eifriger Christ sich beklagen, als sei er seinem geistigen Gedeihen im Wege? Verachtet uns jemand? so trägt er nahmhaft dazu bei, uns demüthig zu machen. Werden wir verspottet, getadelt, so lernen wir unsre Fehler kennen. Werden wir gequält, so finden wir Gelegenheit zur Uebung der Geduld. Will jemand zu Irrthum oder Frevel uns verleiten, so gibt er uns dadurch Anlaß, im Glauben, in der Gerechtigkeit und Reinheit uns zu be-

währen. Wie sollen je die christlichen Tugenden geübt, himmlisches Verdienst erworben werden ohne ernstliche Prüfungen? wie die Standhaftigkeit im Guten sich äußern, ohne Hindernisse, die zu überwinden sind? Würden die Guten nicht aufhören, gut zu seyn, würden die Weitzenhalme nicht mit ausgewurzelt, wenn alles Unkraut getilgt werden sollte?

So befiehlt denn der Hausvater, in seiner Weisheit und Güte für die Bösen sorgend wie für die Guten: »lasset beide mitsammen fortwachsen.« Wie lange aber? Nicht länger als »bis zur Ernte.« Wird seine Gerechtigkeit, seine strafende Macht niemals sich offenbaren? Allerdings, zur Zeit der Ernte. Dieß wußte jener Heldenknabe, der jüngste unter den sieben Blutzeugen, die das Buch der Makkabäer schildert; denn in Mitte der grausamsten Qualen sprach er zum Tyrannen Antiochus: du aber, o Erfinder aller Bosheit, wirst der Hand Gottes nicht entfliehen! Erhebe dich nicht vergeblich zu eitlen Hoffnungen, noch bist du dem Gerichte des Allmächtigen nicht entronnen!« So lange die Tage des Werdens und Wachsens dauern, sind die Wege der Vorsehung, der Gerechtigkeit Gottes verborgen, Irrthum und Bosheit scheinen ungestört fortzudauern, »zur Zeit der Ernte aber wird der Hausvater seinen Schnittern sagen: sammelt zuerst das Unkraut, und bindet es in Büschel zum Verbrennen, den Weitzen aber versammelt in meinen

Scheuern.« Und von dieser Ernte einiges im zweiten Puncte.

2.

»Ich sah, so berichtet der Evangelist Johannes, eine weiße Wolke, und auf der Wolke saß einer gleich dem Sohne des Menschen, auf seinem Haupte eine goldene Krone, in seiner Hand eine scharfe Sichel. Und einer der Engel rief zu ihm empor: sende deine Sichel aus, und ernte, denn die Ernte der Erde ist reif geworden.« (Offenb. 14.) Reif ist die Ernte geworden, wenn die Zahl des Menschengeschlechts erfüllet ist, und die Gottlosigkeit ihr Maß erreicht hat. Und wie unter der Schärfe der gekrümmten Sichel die Halme sowohl als die Unkräuter dahin fallen, und nichts auf dem Felde mehr stehen bleibt, so werden von der richtenden Allmacht des Herrn Alle ergriffen werden, und keiner wird ihr entgehen. Fallen aber und hinsinken müssen alle, die Aehren beladenen Halme wie die Unkräuter, denn dem Gerichte geht der Tod voran, der Tod aller Menschen des letzten Geschlechtes, so daß kein Lebender auf Erden übrig bleibt, daher auch in demselben Buche gesagt wird: »und ich sah die Todten, Große und Niedrige, vor dem Throne.« (Offenb. 20.) Fallen müssen sie alle, wie Unkraut und Weitzen unter der Sichel; denn sie werden sämmtlich, es sei mit oder wider ihren Willen, der Hoheit und Macht des Gottmenschen unterworfen werden, also daß das Wort des Apostels in Erfüllung ge-

hen wird: »im Namen Jesu werden alle Knie sich beugen«, und die Weissagung des Psalmes; »sitze zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde lege zum Schemel deiner Füße.« — Fallen müssen sie sämmtlich, wie Weitzen und Unkraut unter der Sichel; denn was einmal der Schnitter abgemäht, wächst nimmer neu empor, treibt keine frischen Blätter oder Blüthen mehr; der Gerechte wird fortan kein Verdienst mehr erwerben, der Gottlose hingegen hat keine Hoffnung mehr, zu Eitelkeit, Hoffart und Wollust zurückzukehren, er vermag keine neue Sünde zu begehen, er hat aber auch keinen Weg zur Buße und zum Wiedergewinne der Gnade, denn die Zeit ist vorüber, das Wachsthum ist vollendet, die reifen Früchte bleiben, wie dieß in jenem großen Buche der Zukunft ausgedrückt ist: da der Engel schwur bei dem, der ewiglich lebet, daß keine Zeit mehr seyn wird.« (Offenb. 10.) Fallen müssen sie sämmtlich, wie unter der Schärfe der Sichel Unkraut und Weitzen zu Boden sinken; und wie diese letzteren alsdann ausgebreitet werden unter den heißen Strahlen der Sonne, so auch werden am Tage der großen Ernte alle Menschen beleuchtet werden vom Angesichte Christi, ihres Richters. »An diesem Tage, heißt es bei dem heiligen Seher, wird Allen, die meinen Namen ehren, die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen.« Denn nur den Gottesfürchtigen wird diese Sonne Licht und Freude bringen, nicht aber den Uebrigen, die in Abfall und Trennung befun-

den werden. Wie die Mittagssonne auf dem gemähten Saatfelde den Weitzen weiß und rein und glänzend macht, das Unkraut und die Disteln aber versenget und schwärzet, so werden durch die Macht jener geistigen Sonne die Gerechten in verklärtem Leibe verherrlicht, die Verworfenen aber in das Gewand der Finsterniß und des Jammers gehüllet werden. »Dann wird es, wie der Seher lehret, nimmermehr heißen: eitel ist es, dem Herrn zu dienen! Denn siehe, es kommt der Tag, entbrennend gleich dem Feuerofen, und alle Hoffärtigen und Gottlosen werden wie Spreu seyn, euch aber, die ihr meinen Namen liebet, wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen.« (Malach. 4.) Wie endlich in der Ernte die Weitzenhalme gesammelt, und vom Unkraute abgesondert werden, also auch am Tage des Gerichtes »wird der Sohn des Menschen seine Engel senden, und sie werden aus seinem Reiche hinwegnehmen Alle, die Aergerniß stiften und Böses thun. Sie werden aber die Bösen aussondern aus der Mitte der Gerechten, und sie in Büschel zusammenbinden«, damit alle diejenigen, die in gleichem Frevel mitsammen verstrickt waren, gleiche Strafe treffe: Wucherer sammt ihren Helfershelfern, Verführer und Verführerinnen sammt den Verführten, Trunkenbolde sammt ihren Wirthen, verlorne Kinder sammt ihren pflichtvergessenen Aeltern oder Erziehern, damit ihnen diese Gesellschaft, Brüderschaft, Sippschaft oder Partei, die im irdischen Leben ihnen zur Bos-

heit gedient, nunmehr zur gerechtesten Strafe werde. Zusammengebunden und eng aneinander gekettet werden sie dereinst, ohne Beachtung ehmaliger Rangsunterschiede, weil sie der Thatkraft verlustig werden, die sie so übel gemißbraucht haben; unauflöslich aber sind diese Bande, denn ihr Name ist Ewigkeit. Wie die Weitzenhalme hingegen nicht in Büschel zusammen gedrängt und geschnüret, sondern in Garben gesammelt und aufgerichtet werden, so auch werden die Gerechten in süßer Geselligkeit freudig stehen vor dem Angesichte Gottes, ja »sie werden versammelt werden in die Scheuern«, in die Wohnungen des Hauses Gottes, in das Reich der Klarheit und Liebe, denn ihre Früchte sind Früchte des ewigen Lebens.

O selige Weitzenhalme, o unseliges Unkraut! O wie selig ein jeglicher, der aus dieser Welt scheidet mit unverwelklichen Früchten des Glaubens, der Gnade, der Gottesanbetung, der gehorsamen und thätigen Liebe! Wie jammervoll aber diejenigen, die von hinnen ziehen voll unbereueter, ungebüßter Verschuldungen, leer an Verdienst und heiligen Werken, mit ewig finsterm und irr gewordenem Geiste! Drum sprach der Herr am Schlusse seines Gleichnisses: wer Ohren hat zu hören, der höre! Sind wir Unkraut, sind wir Weitzen? Der Mensch, wie der Weise lehrt, weiß nicht, ob er der Liebe oder des Hasses würdig sei. (Eccle. 9.) Eins aber wissen wir, und wissen es unbezweifelbar: Jesus

will uns alle beseligen; darum will er uns alle in guten Weitzen verwandeln, und wenn auch wir es ernstlich wollen, so wird kein Unkraut uns verdrängen. In Geduld und in Wachen, in Dulden und Hoffen wird unser Heil gedeihen. Darum, o himmlischer Säemann, rufen wir täglich dich an: der lebendige Acker deiner heiligen Kirche befestige und ernähre uns, die Sonne deiner Wahrheit erwärme uns, der Thau deiner Gnade erquicke uns, deine starke Liebe erhalte uns, damit wir emporwachsen zu dir, und Früchte bringen des unvergänglichen Lebens. Amen.

XII.

Am fünften Sonntage nach Epiphania.

„Sammelt erstlich das Unkraut, und bindet es in Büschel, um es zu verbrennen; den Weitzen aber sammelt in meine Scheuern.“
(Matth. 13, 30.)

Eingang.

Unter den vielfältigen Gedanken, die das heutige Evangelium in uns erwecken kann, ist ganz vorzüglich auffallend und beherzigenswerth dieser: daß schon seit dem Anbeginne des Menschengeschlechts, noch entschiedener aber, seitdem der göttliche Säemann sein Wort auf Erden ausgestreuet, alle Menschen in zwei Hauptclassen sich theilen, die wie Abel und Kain, wie Weitzen und Unkraut von einander sich scheiden, die einen aufbehalten für die himmlischen Scheuern, die andern, nicht von Gott, sondern durch eigene freie Wahl, für das unauslöschliche Feuer. Traurig, ja schrecklich ist diese Eintheiung, allein wer kann etwas Haltbares dagegen einwenden? der sie gemacht und gelehrt hat, ist Christus, die ewige Wahrheit selbst. Gibt es denn durchaus nichts Drittes, nichts, was zwischen beiden in der Mitte sich befände? Am jüngsten Tage nicht.

Jetzt noch, während der Dauer der irdischen Lebenstage, finden sich allerdings Menschen genug, die wir weder zur einen noch zur andern Classe mit Bestimmtheit rechnen dürfen, und die demnach wenigstens für unsre sehr beschränkte Erkenntniß, eine Mittelclasse bilden, jene der Zweideutigen nämlich, oder der Zweifelhaften, von denen man nicht genau weiß, was sie sind, was sie einst seyn werden. Wer sind diese? Viele, wie gesagt, und zwar sehr Viele. Denn Einige scheinen, nach ihrem äußerlichen Thun und Benehmen, Weitzen zu seyn, und sind vielleicht Unkraut; andre sehen dem Unkraut ähnlich, und können dennoch Weitzen seyn, je nachdem dem Herrn, der in die Tiefe der Herzen, und alle Wege der Zukunft sieht, ihr Inneres bekannt ist. Es gibt aber auch der Menschen nicht wenige, von welchen man, mit der größten Wahrscheinlichkeit, wo nicht vermessentlich oder vorschnell urtheilen, doch vermuthen und meinen kann, daß sie wirklich Unkraut, oder wirklich Weitzen sind, und nichts Zweideutiges mehr an sich tragen. Von diesen beiden, in ihren wechselseitigen Verhältnissen, möge heute unsre Betrachtung seyn, und zwar vom Unkraut unter dem Weitzen im ersten, vom Weitzen unter dem Unkraut im zweiten Puncte. Wir flehen aber zum göttlichen Hausvater, daß er unsre Augen eröffne, um das Saatfeld der Christenheit, und unsre eigene Stellung darin deutlich zu erkennen.

1.

Wenn wir bei fruchtbarer Frühlings- oder Sommerszeit in Feld und Flur hinausgehen, so wird unser Auge durch den Anblick weitgedehnter, reicher und voller Saatfelder ergetzt, auf welchen die hohen Roggen- oder Weitzenhalmen mit schwellenden Aehren dicht an einander stehen; und heben sich da und dort aus dem dichten Walde der Halme einige Distelköpfe, stachlige Scharten und Wucherblumen hervor, wer achtet ihrer viel? Sie vermindern die Ergiebigkeit der Ernte nicht, sie machen dem Landmann keinen Kummer. So zeigte sich in mancher Gegend, in manchem Jahrhunderte oder Jahrzehende der Zustand der Christenheit: gedrängte und blühende Saatfelder, Gemeinden, die reich waren an Heiligen, Gerechten und Frommen. So stand es mit den ersten Christengemeinden in Jerusalem, Joppe, Antiochia, Corinth, im alten Britannien, das ehedem die Insel der Heiligen genannt wurde, in den Missionen von Ostasien und in Paraguai. Es gibt aber noch eine ganz andre Ansicht der Dinge. Denn sieht man in anhaltend nassen oder dürren Sommern auf den Fluren sich um, so findet man entweder zahlreiches Unkraut zwischen den Saaten, oder man sieht die Aecker oft auf hundert Schritte weit mit Disteln, Ritterspporn, Raden, wilden Chamomillen und anderen trostlosen Gewächsen bedeckt, und hie und da nur ein kleines Beet, oder einige Erdschollen, wo gute Halme stehen. Im er-

stern Falle kann man noch vom Unkraut unter dem Weitzen reden, und dieß ist das Bild der Christenheit in den meisten Ländern und Zeiten, wo der guten Christen nicht wenige, aber auch der lauen, treulosen und Gottesvergessenen viele mit und unter einander fortlebten. Im zweiten Falle hingegen kann man nicht mehr in Wahrheit sagen: Unkraut unter dem Weitzen, sintemal das ganze weite Feld nichts dann Unkraut aufzeigt, und nur hie und da, gleich verlornen Posten, ein Häufchen von Weitzenhalmen fortsproßt. Und dieß ist das betrübte Bild der gegenwärtigen Christenheit. Ist dieß nicht zu viel gesagt? Leider gar nicht. Reuet es uns vielleicht, daß wir ein so hartes Wort gesagt, sollen wir es zurück nehmen? Keineswegs. Der Prophet Michäas, nachdem er den Gottesvergessenen den sichern Untergang geweissagt hat, bekennet, daß er dennoch ihr Heil seiner Ehre vorzieht, denn er schließt seine Rede mit den schmerzlichen Worten: »wollte Gott, ich wäre ein Mann von irrem Geiste, und redete die Unwahrheit!« Welch ein kläglicher Wunsch, hervorgehend aus dem tiefsten Mitleid mit dem Verfalle des geistigen Zustandes der Menschen! Wenn wir die Wahrheit reden wollen, so ist die jetzige Christenwelt ein buntes Feld von vielfältigen Blumen und Gestaude, da finden sich weithin schimmernde Klatschrosen, die im Winde flattern und mit eitlem Glanze sich begnügen; Wucherblumen, die egoistisch nur nach Förderung ihres nutzlosen Da-

seyns trachten, und stets in Besitz und Erwerbe das Mehr und Mehr im Auge haben; Scharten und Disteln, die den stachlichten Kopf hoch und prangend empor tragen, in unduldsamer Parteisucht und Hoffart; hackrige, dornige Brombeeren, Kriecher und Schleicher, die überall ihren Vortheil suchen; niedrige Stiefmütterchen oder Ackerveilchen, die mit vorsichtiger Feigheit sich in die Tiefe verstecken; Taumelweitzen oder Lolche, die dem Weitzen gar ähnlich sehen, aber giftige Körner enthalten; heuchlerische, den Glauben anfeindende, die christliche Einfalt verderbende Scheinmoralisten; ferner Stechapfel, Bilsen, und andre mastige Giftkräuter, die das Gift der Ueppigkeit und Verführung bereiten; — lauter verschiedenartige Kinder des Verderbens, von denen es am jüngsten Tage heißen wird: »sammelt erstlich das Unkraut, und bindet es in Büschel zum Verbrennen!« Ohne Glauben kann man nicht selig werden; wo ist aber der Glaube auf Erden hingekommen? Die positiven Wahrheiten und die Lehre von den Mysterien gefallen den meisten Katholiken nicht mehr, ihr Wohlbehagen ist vielmehr an schönen, schmucken, süßen, das kranke Herz beruhigenden Reden, ob nun ein katholischer Priester, oder ein Bramin, oder ein Pantheist sie halte. Ohne geistigen Wandel kann man nicht selig werden; es wandelt aber die Mehrzahl nichts weniger als geistig, sondern hat die Sophismen der Lüsternheit und der Selbstsucht zu Lebensmaximen erhoben.

Ohne Liebe Gottes kann man nicht selig werden, aber wie fremd ist ihre Kenntniß! — Welch einen betrübten Anblick gewähret also nicht das Ackerland der Christenheit?

Es ist dennoch auch manches Gute davon zu erzählen; denn da und dort finden sich wohlbestockte Weitzenhalme, in größeren oder kleineren Sippschaften beisammen wachsend. Es gibt einzelne gute Gemeinden, einzelne gute Familien, es gibt einzelne Gutgesinnte, die von Einer Gesinnung beseelt, freundschaftlich sich gesellen; diese sind der Trost dieser Erde, die Freude der Engel, es sind diejenigen, zu welchen der Herr gesprochen: fürchtet nicht, obwohl eine kleine Heerde, denn es hat dem Vater gefallen, euch sein Reich zu geben. Unter ihnen finden sich biedere Hausväter, welche ihre Familien in christlicher Ordnung bewahren; junge Leute beiderlei Geschlechts, die nach der Vollkommenheit sich sehnen; Künstler, die nicht mythologisch-heidnischen Fleischmassen, sondern höheren und heiligen Zwecken ihre Kunst weihen; Gelehrte und Denker, welche die Wissenschaften im christlichen Geiste behandeln; Personen aus höheren Ständen, welche Christo und ihren Mitmenschen dienen; Leute aus armen und untergeordneten Ständen, die von keiner Gemeinheit sich beherrschen lassen; von alten Verirrungen Genesene, die beharrlich auf bessern Wegen bleiben; lauter Weitzenhalme, die fröhlich heran reifen für die himmlischen Scheuern; aber

ach, mitten unter diesen Halmen wuchert dennoch wieder das Unkraut, denn der böse Dämon säet das Unkraut mitten unter den Weitzen. Wie oft findet sich eine ganze Gemeinde bildsam, gelehrig, friedlich, gläubig, aller schönen Tugenden fähig, es steht aber mitten in ihr eine gewaltige, herrische Distel, z. B. ein Seelsorger, welcher an Alles denkt, nur nicht an die Sorge für die Seelen, am wenigsten für seine eigene; oder ein Landedelmann, ein Besitzer, ein Pächter, ein Schreiber, der in nichts Besserm seine Glorie zu finden weiß, als in Lästerungen gegen Christum und seine Kirche, und in Verführung der Unschuld; oder ein habsüchtiger Gastwirth, eine freche Kupplerinn, ein verschobener hypochondrischer Halbwisser und verunglückter Schriftgelehrter, welcher seine schiefen Ansichten zu verbreiten sucht. Alle diese, und hunderterlei Andre der Art, gestalten das Unkraut unter dem wenigen Weitzen, der noch gedeihet. Denn bekanntlich säet der Feind sein Unkraut nicht unter das Unkraut, auch nicht leicht unter Gerste, Hafer, Heide oder Wicken, sondern am liebsten unter den Weitzen. Nicht unter das Unkraut, denn dieß ist ja ohnehin schon sein, und bringt sich, ohne zärtliche Pflege, schon selber fort. Nicht unter Gerste, Hafer und Wicken: denn jene sonst guten und fleißigen Leute, die alles, was sie bauen und schaffen, rein für ihre irdischen und thierischen Bedürfnisse erarbeiten, ohne bei ihrem Werke je eine höhere Meinung für Gott

und seine Ehre zu erwecken, haben von dem alten Feinde keine sonderlichen Tücken und Nachstellungen zu befahren; sein Hauptaugenmerk ist auf den Weitzen gerichtet, auf jene Christen, die da hoffen lassen, Früchte des ewigen Lebens zu tragen, unter diese pflanzt er sein tüchtigstes Unkraut hinein, und als solches gilt ihm die Zwietracht. Da es nämlich so viele Parteien auf Erden gibt, die ernstlich zusammen halten, und sich von selber schon zu Büscheln sammeln, warum sollte es nicht eine Partei geben dürfen, die sich zu Garben vereinigt? Sollen die katholischen Christen, eben weil sie Eines Glaubens, Eines Wunsches sind, und Einer Kirche angehören, nicht auch Eines Herzens seyn, und durch Eintracht und Liebe alles Gute fördern? Aber längst hat der Feind sein Unkraut unter sie gesäet, und säet es noch fernerhin: vielfältige Meinungen, Vorurtheile, Selbstsüchteleien, Eifersuchten, Klätschereien, Privatgehässigkeiten und engherzige Rücksichten; und die Folge davon ist, daß auch die Frömmeren unter den Frommen einander nicht recht dulden wollen, und mit scheelen und argwöhnischen Augen einander ansehen. So gehet der Feind noch ferner hin, und streuet unter den Weitzen das Unkraut der Trägheit, der Schwermuth, der Zweifelsucht, der schalen Vernünftelei, der Irrlehre, der Menschenfurcht, der Verführung, und wie viele Seelen gibt es nicht, die, einst schon mit hohen Gaben innerlich bereichert, wieder in die armseligste

Gemeinheit zurückgefallen, wieder zu Unkraut geworden sind! »Entvölkert ist das Gefilde, ruft der Prophet, und das Erdreich trauert, weil der Weitzen verwüstet worden!« (Joël 1.) An solchen nun, sofern er der Freude fähig wäre, hätte der alte Drache und Verführer seine giftige Wonne, und wenigstens seinen Triumph; er hat aber auch manches Weh und Leid, das seine Verzweiflung steigert, und dieses Weh erregt ihm der Weitzen unter dem Unkraut; — wovon im zweiten Theile.

2.

Wenn wir noch einmal an dem trostlosen Felde vorüber gehen, welches, mehr einer Brache ähnlich, mit Unkraut bedeckt ist, so sehen wir bei schärferer Ansicht hie und da immer noch einzelne, schön blühende oder fruchtbare Weitzenhalme mitten unter dem Gestripp und Gestaude. Ist auch ein ganzes Manufacturgebäude, ein ganzes Haus, eine ganze Genossenschaft voll unbändiger Leute, deren Mund ein offenes Grab ist, voll der Lästerungen und schmutzigen Scherze, so findet sich doch einer und der andre mitten unter der Sippschaft, der, von solchem geistigen Siechthum frei geblieben, einen sittlichen und gottesfürchtigen Wandel führt. Aber auch Lucifers Knechte haben längst schon dieß ausgekundet. Und wie, nach den Worten des heutigen Evangeliums, die Knechte des ewigen Hausvaters kommen und sagen: »Herr, hast du nicht guten Samen auf deinem Acker angebaut? woher hat

er nun das Unkraut?« so treten auch die Knechte des Fürsten der Finsterniß vor ihren verzweifelten und wüthenden Meister und Verderber hin, und rufen hohnlachend: hast du nicht Unkraut und Giftkraut in Fülle auf jenem Acker, der nicht dein ist, angebauet? woher hat er jetzt die Weitzenhalme? Hast du nicht die ganze Welt mit Mythologie, Sophisterei, verlarvtem Götzendienst, raffinirter Unzucht, langsamem Mord, falscher Klarheit, und eingewurzelter Selbstgerechtigkeit bestellt und cultivirt? wie kommt es, daß dennoch fast in jeder Stadt, in jedem Dorfe noch einige Hartnäckige sich vorfinden, die den Weisen von Nazareth anbeten, die Jungfrau aus dem Judenlande tagtäglich grüßen, still und eingezogen ihre Tage fortbringen, und in unsrer Botmäßigkeit nicht stehen? Darauf erwiedert Lucifer mit Gram: das hat unser Feind gethan! Ueberall, in jedem Winkel, findet sich einer von jenen Kriechern, Andächtlern und Servilen, die nie unterlassen, den Leuten vorzuschwatzen, daß wir da unten wirklich existiren, und ihre Ankunft oder Herabkunft erwarten; solch ein gesprächiger Verkehrungsgeist verführt mir zuweilen meine auserlesensten Leute, stört sie aus ihren schönsten Sünden und dem süßesten Wahnwitz auf, und schleppt sie zu den, mit Recht verhaßten Beichtstühlen, wo sie mir abschwören und mich verhöhnen. Wiederum unter den Gelehrten, und denjenigen, die man oben im Nebel für große Geister und Denker ansieht, er-

kühnt sich manch Einer, vornehm auf uns herab zu blicken, und uns der Lüge und des Trugs zu zeihen, auch unsre zweckmäßigsten Metamorphosen zur Kenntniß des, sonst so gern getäuschten Publicums zu bringen *). So und viel mehr noch klaget Lucifer; denn trotz aller seiner Anstalten, die er im letzten Jahrhunderte so verschwenderisch gehäuft, hat es dennoch den Anschein, als wäre das Christenthum schlechterdings nicht auszurotten, und, sagt er: wenn ihr trägen Knechte schlummert, so nimmt es vollends wieder überhand. Da rufen dann die Knechte: willst du, daß wir hingehen, und die Weitzenhalme heraus reißen? Und er antwortet: Allerdings; sparet keine Mühe, reißet sie heraus; aber wie? wie wird euch das gelingen? Und wohl hat er Grund, so zu fragen; denn nach dem Geständnisse des Apostels ist die Aufgabe schwer. »Ich bin gewiß, sagt dieser, daß weder der Tod, noch das Leben, noch die Engel des Abgrunds, weder Höhe noch Tiefe, noch irgend ein Geschöpf von der Liebe Gottes uns zu trennen vermag, die da ist in Christo Jesu.« (Röm. 8.) Er setzt also hinzu: durch keine Gewalt oder List werdet ihr sie heraus reißen, es sei dann durch die Sünde. Könnt ihr sie zur Sünde zwingen? nein, denn ihr Wille ist frei. Könnt ihr sie zur Sünde verführen? ja, dieß ist möglich, und

*) Siehe den Aufsatz: »Metamorphosen des Teufels« von Prof. Görres in der Zeitschrift: der Katholik.

dieß ist euer Werk! Fasset sie also bei ihren schwachen Seiten, Gewohnheitsfehlern und Neigungen, und nehmet Zeit und Gelegenheit wohl in Acht; lauert ihnen auf, bis sie geistig schlummern, dann habt ihr freies Spiel; denn zwar wissen sie wohl, daß sie wachen und beten sollen, doch beten sie zuweilen, ohne zu wachen, und zuweilen vergessen sie beides, und dann ist der Zeitpunct gekommen, der euch des Siegs versichert. Denn die längst zu beten und zu wachen vergessen haben, gegen diese habt ihr ohnehin keinen Feldzug mehr!

Aehnliche Auskunft, wie diese Zwiesprache, gibt das Traumgesicht des heiligen Ephrem des Syrers. Es war ihm, als ging er in die Stadt Edessa hinein, da sah er über dem Thore einen Dämon sitzen und gleichsam schlummern. Was machst du hier? rief Ephrem zu ihm. Wenn es dich etwas angeht, erwiederte der unberufene Thorwächter, so kannst du es schon wissen, ich hüte die Leute hier in der Stadt, und halte Aufsicht, damit sie nicht abtrinnig werden, und etwa gar sich bekehren. Und du bist allein, rief Ephrem, und nicht einmal wachsam, und führst Aufsicht über so Viele? Es hat keine Noth, erwiederte jener, sie machen schon ohnehin ihre Sachen fort, und man darf ihnen nur zusehen. Ephrem ging aus der Stadt hinaus, und kam in eine, von einem einzigen Einsiedler bewohnte Wüste, wo er einen ganzen Schwarm von Dämonen sehr beschäf-

tigt fand. Was macht ihr hier? rief er. Sie antworteten: wir streiten gegen einen alten Kahlkopf hier in der Wüste. Ihr Elenden, rief Ephrem, schämt ihr euch nicht, so viele über Einen her? dort in Edessa ist ein einziger von euch, und reicht für alle Einwohner aus! Da erwiederten sie: das verstehst du nicht. Dieser einzige Graukopf macht uns mehr zu schaffen, als ganz Edessa! — Soviel vom Traumgesichte Ephrems, und wer sieht diesem Traume an, daß er auch für Wachende nicht bedeutungslos sei? Wer immer als ein echter Christ, in Gesinnung, Wort und Werk, sich behaupten will, der steht schon einzeln da, und stellt in solcher Hinsicht einen Einsiedler, Einsamen und Gesonderten, d. i. einen Sonderling vor; einzeln steht er oft in seiner Familie, einzeln in seiner nächsten Umgebung, einzeln in der Gesellschaft, und um so gewisser kann er von Seite der Menschen, auch der Hausgenossen auf stetes Belauern, Kritteln, Necken, Höhnen und Beunruhigen, von Seite des Dämons aber auf vielfältige listige Anfälle sich gefaßt machen, die alle darauf hinzielen, ihn aus dem Boden der Gnade heraus zu reißen, in welchem er durch den Liebesgehorsam befestigt ist. So prüfe sich dann jeder, wo er stehe, und was für Früchte er bringe, denn, wie die Schrift sagt, es kommt die Zeit, daß das Gericht anfange vom Hause Gottes. Näher immer kommt die Zeit der Ernte, und die katholischen

Christen sind es, welche zuerst das Gericht treffen wird. Es heißt aber auch im Psalme: »Von deiner Barmherzigkeit und deinem Gerichte will ich dir lobsingen.« Unendlich barmherziger, unendlich gerechter Gott, wie groß ist deine Langmuth, wie unumstößlich dein Gericht! Wir preisen anbetend deine siegreiche Gerechtigkeit, aber wir hoffen und vertrauen auf deine barmherzige Vaterliebe! Amen.

XIII.

Am sechsten Sonntage nach Epiphania.

„Alles dieses redete Jesus zum Volke durch Gleichnisse, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen. (Matth. 13, 34.)

Eingang.

Ein reicher Hausvater, wie der heilige Hieronymus sagt, tischt seinen Gästen mannigfaltige Speisen auf, damit ein jeglicher finde, was seinem Geschmack und seiner Verdauungskraft am meisten zusagt; eben so stellt der göttliche Lehrmeister aus der Fülle seiner Weisheit mannigfache Gleichnisse und Bilder auf, um über eine und dieselbe Wahrheit uns zu belehren. »Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zum Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen.« Wozu diese Art der Unterweisung? Einerseits, um durch natürliche und sinnliche Vorstellungen das Uebersinnliche unsrem Verständnisse näher zu bringen, andrerseits, um unsre Aufmerksamkeit zu beleben. Das Kind, sagt Origenes, trägt die Nuß, die man ihm geschenkt hat, seiner Mutter zu, damit sie die Schale zerbreche; ähnlich auch verhält sich's mit den evangelischen Gleichnissen. Eine

hohe und herrliche Wahrheit ist hier in der Rinde der Bilder eingeschlossen, und wir müssen an die göttliche Weisheit uns wenden, um zu erkennen, was unter der Schale verborgen sei. Was enthalten die Gleichnisse, die wir heute gelesen haben? Auch wieder die Gestalt, die Würde, die Geschichte der Kirche unter dem Bilde eines Baumes, der aus dem kleinsten Samen aufgegangen, und auf dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. Warum aber wird die Kirche geradezu das Himmelreich genannt? Und wieso ist sie einem Baume ähnlich, auf dessen Aesten die Vögel des Himmels wohnen? Und wer sind die Vögel des Himmels, die auf den Aesten dieses Baumes wohnen? Diese Fragen sind allerdings groß genug, um uns Stoff zum Nachdenken und zur Belehrung zu geben.

Wir klagen und seufzen oft, und können uns Stunden und Tage lang nicht trösten, wir finden uns im Thale der Zähren, im Gedränge der Sorgen; und wie der Herbstnebel auf Wald und Flur, so breitet sich die Trübheit über unsere Seele aus, und dennoch sind wir im Himmelreiche. Wir fehlen und straucheln täglich, und haben emsig unser Herz zu hüten, damit wir in der Gnade beharren, und sind dennoch im Himmelreiche. Unsere Gebeine sind morsch und müde, unsre Glieder von Schmerzen heimgesucht; Krankheit, Tod und Verwesung sehen uns überall entgegen, nichts destoweniger sind wir

im Himmelreiche. Wir plagen unsre Nächsten, und werden von ihnen geplagt, nirgends ist rechter Raum, nirgends Ruhe, unsre Bedürfnisse gereichen uns zur Qual, selbst die Luft, die wir zwischen vier Wänden athmen, müssen wir miethen, bei allem dem sind wir mitten im Himmelreiche, und es ist kein Zweifel darein zu setzen, wenn anders derjenige die Wahrheit gelehret hat, der selber die Wahrheit ist. Da kommt es also vor allem darauf an, recht lebhaft einzusehen, daß die katholische Kirche das Himmelreich auf Erden sei, und daß wir in diesem Reiche uns befinden. Denn mit diesem Namen bezeichnete Jesus seine Kirche, wie es schon der Seher geweissaget hatte, da er die zukünftige Kirche anredet: »Du wirst mit einem neuen Namen genannt werden, welchen der Mund des Herrn ausgesprochen hat: du wirst die Krone der Glorie seyn in der Hand des Herrn, und das Diadem des Reiches in der Hand deines Gottes; (Isai. 62.) d. h. der Herr wird die Kirche zur Würde seines Reiches erheben, er wird sie zum Reiche der Himmel gestalten. Wirket Buße, rief der Vorläufer Christi, denn das Reich der Himmel ist nahe herbei gekommen!

Wir wollen aber auch einsehen, wieso der Kirche dieser herrliche Name zukomme. Denn ihr König und Gebieter ist der König der Glorie, dem, wie er selbst gelehrt, alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und welchem im Himmel wie auf Erden, in der triumphirenden wie in der streitenden

Kirche dieselbe Anbetung erwiesen wird, nur dort rein in der Liebe, hier auch im Glauben und in der Hoffnung. In welchem Verhältnisse stehen eine Residenzstadt und ein Dorf? Die erstere ist herrlich gebaut, befestigt, geordnet, geschmückt und beleuchtet, ihre Bürger sind reich und mit Ehre bekleidet, auch sehen sie allzeit den König, der mitten unter ihnen wohnt. Die Dorfbewohner hingegen in niedrigen und unansehnlichen Hütten, haben der Arbeit und Plage viel, ihre Kleidung ist arm und prunklos, ihre Wohnungen sind den Einfällen der Räuber und der Raubthiere ausgesetzt, sie sehen ihren König selten, und auch da nur auf der Durchreise oder auf der Jagd, ohne den Schimmer seiner Herrlichkeit. Ein ähnliches Verhältniß, (so weit nämlich eine solche Vergleichung ausreichen kann), besteht auch zwischen der himmlischen und irdischen Kirche, oder dem Reiche der Himmel auf Erden. Die Bürger der erstern sehen den ewigen König von Angesicht zu Angesicht, wir nur durch den Glauben, und in sacramentalischer Hülle. Wir wohnen in Häusern von Steinen, Lehm und Holz, und in den gebrechlichen Hütten der leiblichen Natur, die Seligen aber in jenen strahlenden Wohnungen im Vaterhause, so nicht von Menschenhänden erbaut sind. Gemein und ländlich ist, auch im geistigen Sinne, unsre Nahrung und Kleidung: denn werden wir zwar durch göttliches Wort und göttliche Speise (in der Eucharistie) ernähret, so geschieht dieses doch nicht in dem herr-

lichen Ueberflusse und der wonnigen Freude, welche den Seligen und Schauenden zuströmt; und sind wir auch bekleidet mit der göttlichen Gnade und mancherlei Tugenden, so sind diese letzteren doch meist sehr unvollkommen, und durch Staub und Makeln verunschönt. Uebrigens sind wir, wie in einem offenen Dorfe, vielfachen Feinden ausgesetzt, dem Tode, den Leidenschaften, der Sünde, dem Dämon, die nicht geringe Verwüstungen anrichten, dagegen die triumphirende Kirche von allen Seiten beschützet und versichert ist, gleichwie es im Psalme von Sion heißt: »der Herr hat die Riegel deiner Pforten befestigt.« Dort sind alle Bürger groß, erhaben und glorreich; in der streitenden Kirche hingegen ist viel pöbelhaftes Volk, das nur allein dem Irdischen anhängt, unter die besseren Bürger gemengt.

Ist demnach allerdings ein so großer Unterschied zwischen dem irdischen und himmlischen Gottesreiche, wie zwischen Himmel und Erde, so bleibt dennoch die streitende Kirche in vielen Beziehungen dem Himmel vergleichbar. Sie ist hoch wie der Himmel, denn ihre Geheimnisse sind von einer Erhabenheit, zu welcher der Geist des Menschen, ohne Hülfe von oben, sich nicht erschwingen kann. Sie ist groß und weit wie der Himmel, weil sie über die ganze Welt sich verbreitet hat, alle Weltgegenden umfasset. Sie hat auch, gleich dem Himmel, ihre schirmenden Gestirne, indem in ihr allzeit Menschen leuchteten, die

reich an Weisheit und Gnade sich erwiesen, und über alle diese eine Sonne, welche das Licht der reinen Lehre verbreitet, nämlich ihre lehrende Macht, welche dem Stuhle des heiligen Petrus anvertraut ist; durch diese lebendige Mitte und Einheit aber bewahrt sie auch den Vorzug der göttlichen Sendung, die ihr eine himmlische Würde sichert. Denn gleichwie sie ihren Ursprung, durch die Menschwerdung des Wortes, rein vom Himmel hat, so kommen auch ihre Fortdauer und Lenkung, sowie ihre geistigen Heil- und Stärkungsmittel, die sie den Gläubigen darreicht, unmittelbar von himmlischer Kraft. Und wie sie, auf solche Weise, in ihrem Ursprung und ihrer Fortdauer himmlisch ist, so ist sie es nicht minder in ihrem Ziele und Bestreben, ihre Mitglieder auf Erden zu einem himmlischen Leben zu erziehen. Jene fürstlichen Jünglinge aus Jerusalem, welche zugleich mit Daniel am Hofe des Königs von Chaldäa lebten, wurden vom Tische des Königs ernährt, und in der Landessprache und Sternkunde unterrichtet, damit sie fähig wurden, dem Könige zu dienen, so ernährt auch die Kirche ihre Kinder, beim Abendmale, vom Tische des großen Königs, unterrichtet sie in einer heiligen, gottgefälligen Sprache, und in der wahren Himmelskunde, lehret sie beten, in die Lobgesänge der Himmelsbewohner einstimmen und den göttlichen Willen erkennen und erfüllen, damit sie fähig werden, an den Hof des großen Königs zu kommen, und vor seinem Ange-

sichte zu stehen. Endlich, wie die Seligen im Himmel frei sind und herrschen, so, auf ihre Weise, auch die echten Christen auf Erden. Die Seligen nämlich haben kein Gesetz, und eben darin beruht ihre Seligkeit, daß sie von Gott weder weichen können noch wollen; der Christ, der es ernstlich meint, ist gleichfalls, obschon nicht vom Gesetze, doch vom Zwange des Gesetzes frei, er erfüllt es mit Freude, weil er Gott gehorchen will. Dem Gerechten, lehrt in diesem Sinne Paulus, ist kein Gesetz auferlegt; der Gerechte, sagt Chrysostomus, ist nicht unter, sondern über dem Gesetze; d. h. es verpflichtet ihn zwar, aber es zwinget ihn nicht, denn der Beweggrund, aus dem er handelt, ist die Liebe. »Was haben die Weltweisen vor den übrigen Menschen voraus?« fragte der Tyrann Dionysius den Aristippus. Er erwiederte: dieses haben sie voraus, daß sie, wenn auch alle Gesetze abgeschafft würden, dennoch gerecht leben würden! Was der Weltweise etwas hochtrabend von sich behauptete, gilt viel wahrhafter von jenen lebendigen Christen, die, bei aller Sorgfalt, mit der sie Gott dienen, doch von knechtischem Zwange frei sind, und schon gleich den Seligen des Himmels herrschen, weil sie über sich selbst die Herrschaft gewonnen haben.

So hätten wir nunmehr, weitläufig genug, die Ansicht vor uns ausgebreitet, daß die Kirche, dem Namen wie dem Wesen nach, das Reich der Himmel sei. Die aber in diesem Reiche sich befinden, sind

allerdings Gute und Böse, Gerechte und Treulose, wie in dem Fischernetze, bevor die Fische gemustert worden, wie in den Reihen der thörichten und weisen Jungfrauen, bevor die Pforte sich geschlossen hat. Allein ist dieß auch unser ganzer Trost? Sollte uns nicht vielmehr daran liegen, zu wissen, wie und in welcher Gestalt wir in diesem Reiche uns finden? Da gibt dann das Gleichniß vom Baume Auskunft, auf dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. Und zwar, wieso die Kirche einem Baume ähnlich sei? dieß war unsere zweite Frage. Die Antwort darauf gibt schon das organische Leben der Kirche, die, aus dem Opfertode und dem belebenden Leibe Christi entsprossen, zu einer himmlischen Höhe emporgewachsen ist, und ihre Zweige über die Welt ausgebreitet hat; wie dieß nicht allein aus der Geschichte der christlichen Jahrhunderte, sondern aus einzelnen Momenten dieser Geschichte anschaulich wird. Wer war der große Benedictus, der Patriarch der Abendlande? Ein ernster von der Welt vergessener Jüngling, der in einer einsamen, kaum zugänglichen Oede sich verbarg, um daselbst ein großes Werk zu vollführen, nämlich Herr seiner Leidenschaften zu werden, und Gott vollkommen zu dienen. Allein auf seltsame Weise sammelten sich immer mehr Jünger zu ihm, die von ihm nicht weichen wollten, und das unscheinbare Senfkörnlein sproßte zu einem riesigen Baum heran, der seine Aeste über ganz Europa verbreitete, und Benedic-

tus erwuchs zu einem Orden, welchem Deutschland, Skandinavien, Britannien, Irland, Pannonien und andre Länder Cultur, Ackerbau, Sittlichkeit und Religion verdanken, und der zwölf Jahrhunderte hindurch unermeßlich viel Gutes wirkte. Dieser einzige Orden zählt unter seinen Mitgliedern mehr als zwanzig Päpste, unter welchen Gregorius der Große, der Vater des nördlichen Europa, obenan steht, einige hundert Cardinäle, über 40 Patriarchen von Constantinopel und Jerusalem, 1600 Erzbischöfe; Bischöfe, bloß bis zum Concilium von Constanz, 3500, und von Jenen, die die Kirche unter den Heiligen ehrt, waren bis zur Zeit des Papstes Johannes XXII. mehr als 15500 in die Verzeichnisse eingeschrieben. Zu was für einem herrlichen Baume scheint also Benedictus erwachsen zu seyn? Und doch ist er, mit allen seinen Verzweigungen nur ein Ast jenes Wunderbaumes, dessen Samenkorn Christus selber war! Es gibt Bäume in den heißen Zonen, die gleich dem Brotbaume oder der Adansonia eine so riesige Größe erreichen, daß Wohnungen und Lustgebäude auf ihren Aesten errichtet werden; der wahre Brotbaum aber, welcher die Speise des ewigen Lebens trägt, und sichere Wohnung darbeut, ist die sichtbare, katholische Kirche. Einem Baume gleicht sie, denn sie befestigt sich zwar in der Erde, strebt aber mit ihren Aesten und Wipfeln himmelan, und wird von der Sonne der Gnade belebt. Einem Baume gleicht sie, denn alle ihre Aeste und Zweige

gehen aus einem Mittelstamme hervor, und werden alle aus Einer Quelle ernähret. Wer aber sind die wahren Bewohner der Bäume? Die Laubfrösche kriechen hinauf, die vierfüßigen Thiere klettern, die Schlangen winden sich hinauf, die Vögel allein erschwingen sich hoch in die freie Luft, und lassen sich, wenn sie des Fluges müde sind, zu den Aesten der Bäume nieder, dort bauen sie ihre Wohnungen, dort singen sie ihre Lieder, und der Baum gestaltet sich zu einer kleinen, schattig grünen, fröhlichen Welt. Den kriechenden und vierfüßigen Geschöpfen ähnlich sind jene Menschen, deren ganzes Thun und Treiben auf diese Erde sich beschränkt; jene Seele aber, die nach dem Ueberirdischen und Geistigen sich sehnet, ruft mit den Worten des Psalmes zum Herrn empor: »wer gibt mir Flügel, der Taube gleich, daß ich mich aufschwinge und ruhe in dir?« Solche Seelen waren Justinus der Martyrer, Thascius Cyprianus und Augustinus, die nach langem und vergeblichem Suchen, und nach manchem gefahrvollen Ausflug endlich auf den Aesten des segensreichen Baumes ihre Wohnstätte fanden. Nur dieser Baum der sichtbaren Kirche gewährt Sicherheit und innern Frieden, ohne Unterschied, welchen von seinen Aesten oder Zweigen der Christ sich auserwählt habe. Denn der eine hält etwa in der Betrachtung der Allmacht und Gerechtigkeit Gottes sich auf, verharret in heiliger Furcht, und wird dadurch selig; ein andrer verweilt bei dem Gedanken, daß das

ganze irdische Leben eine Prüfung und Buße sei, und wird dadurch selig; der dritte beachtet insbesondre das Gebot der Nächstenliebe, dient Gott in emsiger Mühe für die Wohlfahrt Andrer, und wird dadurch selig; so dienet ein jeglicher dem Herrn, sobald er der Kirche getreu ist, ob im Priester- ob im Ehestande, ob in stiller Zurückgezogenheit, ob im Gewühl der Geschäfte, verschieden scheinen ihre Wege, doch eines nur ist ihr gemeinsames Ziel, so wie, auf sehr verschiedenen Zweigen, doch nur Ein Baum sie versammelt und schützet.

Allerdings zwar ist es dunkel und schattig unter dem Baume, weil die Zweige an Blättern und Früchten reich sind, und das Himmelslicht nur in einzelnen Blicken durch den Schatten der Mysterien schimmert, daher denn auch die Kinder des vermeintlichen Lichtes die Bewohner des Baumes Finsterlinge oder Obscuranten schelten. Mögen sie es immerhin, denn besser ist die Dunkelheit Gottes, als der Irrlichterschein einer Vernunft, die sich dem Göttlichen entfremdet hat. Auch in den luftigen und stürmischen Regionen der glaubensleeren Welt flattern, den Bewohnern des Baumes gegenüber, mannigfaltige Vögel umher, die bloß frei ihre Flügel bewegen wollen, und nicht gewohnt sind, auf einem Baume ihre Wohnung zu suchen. Denn die Sperlinge und Schwalben hausen am liebsten in Rauchfängen, in Ställen, an den Gesimsen der Hütten, die Dohlen, Krähen und Habichte bergen sich in altem Gemäuer, von wo aus sie ihren Raub

erwittern; die Wildgänse ziehen in wohlgeordneten Colonnen, mit großem Geschnatter, hoch in den Lüften hin, bis sie plötzlich auf Saaten und Krautäcker sich hinab werfen; die Geier schweben stolz in gemessenen Kreisen umher, bis sie auf ihre auserkiesene Beute stoßen; die Rohrdommel, die Bachstelze und Consorten wohnen am liebsten an Sümpfen und Teichen, und finden ihre Rechnung im Schlamme. Aber mit der Geschäftigkeit der Sperlinge wetteifern die betrüglichen kleinlichen Negotianten, mit den Dohlen und Krähen jene eifrigen Gemüther, die nur auf Fraß und Feindschaft ausgehen, mit den Wildgänsen gewisse hochfliegende Coryphäen der studierenden Jugend, die in Rotten und Schaaren aufziehn, auch wohl jene Art von Handwerksgesellen, die ihren Ruhm darein setzen, colonnenweise mit großem Geschrei über die Straßen zu schlendern, und endlich in eine Bierschenke einzufallen, um den blauen Montag zu verherrlichen. Den Geiern entsprechen die schlauen raffinirten Verführer; den Rohrdommeln und Wildänten die Schlemmer und Genießer. Unter allen diesen ist keiner, der auf dem evangelischen Baume seine Wohnung sucht, es ist auch keine Nachtigall darunter, die das Lob Gottes singt; und wagen auch manche von ihnen einen weiten Flug, so sind es doch solche, von welchen die Schrift sagt: »wer sich auf Lügen stützet, der weidet die Winde, er folget den Vögeln nach in ihrem Fluge.« (Sprichw. 10.) Wer

nicht in der Wahrheit des Glaubens, in den Lehren und Satzungen der Kirche beharret, der wird von widrigen Meinungen umhergetrieben, und will er auch im Geistesfluge sich erheben, so weiß er nicht wohin der Flug ihn trägt. Denn »wie ein Vogel, der aus seinem Neste auswandert, so der Mann, der seinen Wohnort verläßt«. (Sprichw. 27.) Wie viele solche Zugvögel sind jetzt, im Herbste des Christenthums, zu sehen, die ihren rechten Standort, den Gehorsam gegen die Kirche, verlassen haben, und immer weiter von der Gnade sich entfernen? Aber, so lehrt auch gleichnißweise die Schrift: »der Vogel eilt zum Fallstrick, und weiß nicht, daß sein Leben gefährdet sei!«

Wir wollen in die Zelle eines Klosters in Flandern hinein sehen, in welcher einst ein adelicher Jüngling, der den Ordensstand erwählt hatte, höchst unruhig auf und nieder ging. So oft er ans Fenster trat, glänzte ihm die lachende Frühlingsflur ins Auge, die Welt kam ihm so zauberisch und reizend vor, und schien ihn mit aller Macht zu rufen. Schon war sein Entschluß gefaßt, aus diesem Orte seiner freiwilligen Gefangenschaft zu entweichen, allein ehe er ihn ausführte, wollte er noch einen anderen Gefangenen erlösen, den er in seinem Zimmer hatte, einen Stieglitz nämlich, der ihm zur Zeitverkürzung diente. Er öffnete den Käfig und sprach: Fliege hin in die Freiheit, ich folge dir nach; allein der Vogel wollte nicht heraus. Er nahm ihn, und schleuderte ihn durchs offene Fenster, der Vogel flog wieder

herein, und um seinen Käfig umher. Er setzte ihn vor das Fenster hinaus, und verschloß dasselbe, der Vogel blieb am Gesimse sitzen, und wich nicht von der Stelle. Das kam denn dem Jüngling immer seltsamer vor; es schien ihm, als würde er durch das Thierchen belehrt, beharrlich zu bleiben. Alsbald nahm er den Verwiesenen wieder herein, der Vogel blieb in seinem Käfig, und der Ordensmann in seiner Zelle. Ist dieß zwar ein Klostergeschichtchen, so kann es doch einen jeglichen von uns angehen, denn wir sind alle auf eine Wohnung angewiesen, die wir nicht verlassen dürfen, auf die heilige Kirche. Wie der Vogel sein Nest erbauet unter dem schützenden Laubdach, so, nach dem 83. Psalme, ist die Wohnung unsrer Seele »bei den Altären des Herrn, in den Vorhöfen Gottes.« Wie der Vogel den zarten Zweig mit seinen Fußzehen umklammert und dann sicher steht, wie auch der Wind die Zweige schüttle, so sollen wir in der Treue gegen Gott und seine Gebote durch beharrliche Mühe uns fest halten. Ist uns auch gegönnt, zuweilen im Geistesschwunge uns zu erheben, sicherer und tröstlicher ists doch, daß wir auf dem evangelischen Baume wohnen, im Reiche der Himmel, das Jesus auf Erden gepflanzt hat. Es ist ein Himmel, wohin unsre Hoffnung strebt, es ist auch ein Himmel auf Erden, wie uns der Glaube lehrt; unsre Hülfe aber ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Amen.

XIV.

Am fünften Sonntage nach Epiphania.

„Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorne, welches zwar der kleinste aller Samen ist.“ (Matth. 13.)

Eingang.

Der heilige Matthäus zählet, der Reihe nach, mancherlei Gleichnisse auf, die der Herr dem Volke vorgetragen: jenes vom Säemann und den Dornen, von der guten Saat und dem Unkraut, vom Senfkorne, vom Sauerteige, und indem er sich selber über die große Zahl solcher Bilder zu verwundern scheint, setzt er hinzu: »alles dieses hat der Herr in Gleichnissen zum Volke geredet, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen.« Aber diese Bilder und Gleichnisse, deren die ewige Weisheit sich bediente, um ihre Lehren faßlicher zu machen, wie gehaltvoll und scharfbezeichnend müssen sie nicht seyn, eben weil die ewige Weisheit sie wählte! Deßhalb eben haben die heiligen Väter und Lehrer der Kirche sie so vielfältig durchdacht, und in allen ihren Verständnissen erklärt. So wollen dann auch wir heute bei demselben Bilde verweilen, und das kleine Senfkorn, das zu einem großen Baume er-

wächst, auf zweifache Weise betrachten, in seinem Bezuge nämlich auf das Reich der Himmel, wie auf jenes der Finsternisse; denn in beiden pflegen aus kleinen Anfängen große Dinge sich zu gestalten. Das Senfkorn, aus welchem das wahrhaft und ewig Gute sich entwickelt, ist die Treue gegen den göttlichen Willen in großen wie in kleinen Dingen, das Senfkorn, aus welchem leichtlich ewige Uebel erwachsen, ist die Untreue auch in kleinen Dingen, oder die läßliche Sünde.

1.

Gleichwie alles, was in den Evangelien vom Himmelreich gelehret wird, sowohl auf die gesammte Kirche als auf die einzelnen christlichen Seelen sich beziehet, so ist dieses auch mit dem Gleichnisse vom Senfkorn der Fall, das daher verschiedentlich erklärt wird. Das Senfkorn bedeutet, nach Chrysostomus, die erste Christengemeinde, die später in die große Kirche sich ausgebreitet; nach Augustinus den Glauben, nach Hieronymus und Ambrosius die evangelische Lehre, nach Anderen die Gnade; alles dieses geht endlich auf eins und dasselbe hinaus. Der Kleinheit des Senfkorns entspricht der kleine Anfang der Kirche von den Jüngern Christi, der jedoch alsbald mit überirdischer Kraft zu einem Baume erwuchs, um welchen die Vögel des Himmels, d. h. Menschen von erhabenem Geiste und hohem Range sich versammelten, um auf seinen Aesten und Zweigen zu ruhen. Wie aber der Baum

oder die Staude, so aus dem Samenkorn aufgegangen, neue Samen trägt, die im fruchtbaren Boden wieder zu Bäumen emporsprossen, so sind auch die Apostel und andre apostolische Männer der Folgezeit als Samen zu betrachten, die, selber auf dem evangelischen Baume gereift, wieder zu neuem Leben sich entfalteten, also daß, wo immer ein Apostel hinzog, alsbald eine neue Kirche blühend sich erhob. Auffallender und herrlicher ist, in neuer Zeit, kein Beispiel der Art, als jenes des großen Franciscus Xaverius. Unscheinbar, fremd und dürftig, verachtet und unbekannt durchwanderte er die weiten Regionen der Küsten- und Inselländer Ostindiens und Japans, wo er einen bisher unzugänglich und brach gebliebenen Boden bearbeitete, und in wenigen Jahren, schon vor seinem Tode und bald nachher, war das evangelische Werk so weit gediehen, daß es in den Geschichten des japanischen Reiches schon hieß: Franciscus, König von Bungo, Bartholomäus, König von Omura, Protasius, König von Arima, Augustinus, Fürst von Ximo, daß in dem einzigen Jahre 1605 bloß allein in der Stadt Nangasaqui fünfmal hundert tausend Christen die heilige Communion empfingen, und daß die japanische Kirche, in ihrer kurzen Dauer, gegen eine Million von Martyrern zählet. Und was war der erste Anbeginn oder Keim solch eines Riesenwerks? Die Treue in kleinen Dingen; die Aufmerksamkeit, welche Franciscus auf ein einziges

Wort wendete, das tiefer in sein Gemüth gedrungen war: »was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, und Schaden leidet an seiner Seele?« Dieß war das Senfkorn des Evangeliums, das in sein Herz eingegangen, und das er, von nun an, mit größter Sorgfalt pflegte, indem er seinen ganzen Lebenswandel erneuerte, und durch große Treue ein Werkzeug der Gnade zu werden verdiente.

Einem Senfkorne ähnlich aber finden wir jedes evangelische Wort der Lehre und Ermahnung, wenn wir der verborgenen Kräfte und Eigenschaften jenes Samens gedenken. Die feurige Kraft, die im Senfkorne haftet, deutet, wie Augustinus bemerkt, auf den Eifer des lebendigen Glaubens. Wie ferner das Senfkorn durch seine kräftige Schärfe gegen die Schlaffheit und Trägheit der Organe als ein Heilmittel sich erweiset, so ist auch die evangelische Lehre voll heilkräftiger Schärfe, welche den trägen Willen ermuntert, zu Buße und Entsagung führt, heilsame Thränen hervorruft, und alle Kräfte des Geistes im Kampfe gegen die Leidenschaften stärket; die wohlthätige Bitterkeit der Mahnung und Warnung, wie Augustinus bemerkt, ist die Arznei der Seelen. Wie endlich das Senfkorn zur Würze geschmackloser Speisen dient, und die Verdauung belebt, so würzet das Evangelium durch das Beispiel Christi und durch die heilige Hoffnung die theils langweiligen und reizlosen, theils wider=

wärtigen Pflichten und Aufgaben des irdischen Lebens. Wie elend und armselig, wie verdrießlich und trostlos wäre dieses Leben meist, ohne diese Würze, ohne Glaube, ohne Hoffnung, ohne liebenden Aufblick zu Jesu? Mittelst dieser warnenden und tröstenden Hülfen hingegen, welche der Glaube und die Gnade ihm gewähren, wird der Christ in der Treue erhalten, daß er nicht bloß seinen gewöhnlichen Pflichten nachkomme, und der tagtäglichen Beschwerden nicht überdrüssig werde, sondern auch in außergewöhnlichen Prüfungen beharrlich bleibe; ja, wie das Senfkorn erst dann seinen Geschmack und Duft entwickelt, wenn es zerrieben wird, so gibt auch das innere Leben des Christen nie deutlicher sich kund, als in Verfolgung, Gefahr und Trübsal. Darum, sagt Augustinus, können wir den seligen Laurentius dem Senfkorne vergleichen, weil er, durch harte Qual zerrieben, den Wohlgeruch seines Sieges durch die ganze Welt verbreitete. Denn nachdem er, der im früheren Leben unbekannt und verborgen gewesen, gepeinigt, zerrissen, verbrannt worden war, sind alle Kirchen der ganzen Welt vom Dufte seiner gnadenreichen Tugend erfüllet worden. Und wahrlich, welchen Werth hat nicht ein Christ, der durch wahrhafte innere Tugend, sei sein Leben noch so verborgen, dem evangelischen Senfkorn entspricht? Ein einziges Pfefferkorn, so lautet ein Sprichwort der Araber, ist mehr werth, als viele große Kürbisse. Ein ein-

ziger echter Christ, und wenn noch so geringen Standes, ist von größerm Nutzen auf Erden, als eine Schaar reicher und prunkender Menschen, die aber leer an Gnade sind. Ein guter Christ ist ein Senfkorn in der Christengesellschaft, sein lebendiges Beispiel eine Würze, welche die Uebrigen, je nachdem sie beschaffen sind, bald erweckt und ermuntert, bald zurechtweiset und straft, und wird ein solcher auch je zuweilen von Leichtsinnigen verspottet und gehöhnt, so haben diese dennoch insgeheim alle Achtung vor ihm, und beehren ihn auch, sobald sie seiner bedürfen, mit ihrem Zutrauen; dagegen diese Achtung, dieses Vertrauen dem Christen, der seinem Glauben treulos geworden, auch von den Leichtfertigen und Ungläubigen versagt wird.

Ein sprechendes Beispiel davon findet sich in jener blühenden Kirche von Japan, der wir heute gelegentlich schon gedacht haben. Da war nämlich, im Jahre 1619, ein Christ aus Nangasaqui, seiner Religion wegen, in Verhaft genommen worden, und hatte aus Furcht vor den Peinen seinen Glauben verläugnet. Als seine Gemahlinn davon Nachricht erhielt, eilte sie zu ihm in den Kerker, und warf ihm seine treulose Verzagtheit mit solchem Feuereifer vor, daß er sie erzürnt von sich wies, und ihr verboth, ihm Speise zu bringen, versichernd, er werde, ihr zum Schimpfe, nichts davon berühren. Wie dann, rief die Gekränkte: dem Herrn deinem Gott bist du eidbrüchig worden, und mich willst

du nimmer als deine Ehegattinn anerkennen? Sie ging nach Hause, raffte einige Fahrnisse zusammen, und sprach zu ihrem Söhnlein: willst du deinem Vater es gleich thun, so magst du hier bleiben. Das Kind weinte, und gelobte, nie von Gott zu weichen. Da nahm sie es mit, verließ ihr Haus und ihre Anverwandten, und zog davon. Als der Gefangene wieder auf freien Fuß gestellt war, scheueten ihn nicht allein die Christen, sondern auch die Heiden, sie warfen auf der Straße mit Erde und Steinen nach ihm, und Niemand mochte mit ihm Umgang haben. Der Wirth, bei dem er zur Miethe wohnte, auch ein Heide, mißhandelte ihn; er sprach in der Folge zur Gemahlinn dieses Abtrünnigen: weil du standhaft geblieben bist, so stehet mein Vermögen zu deinem Dienste; wärest du, wie dein Mann, abgefallen, so hätte ich dich mit Füßen getreten. — Wahrlich, dieß ist das Los eines abgestandenen, modrigen, geschmacklos gewordenen, verdumpften Senfkorns: eines Christen, in welchem Glaube und Liebe erstorben, das innere Leben erloschen ist. »Wenn das Salz untüchtig geworden, womit wird man es salzen? es ist zu nichts mehr tauglich, als daß es hinausgeschüttet und mit Füßen getreten werde!« Ist der Stand der Todsünde schon ein sehr elender Zustand, dennoch, so lange Glaube und Gewissen noch leben, kann er durch Reue geheilet werden; allein jener Zustand der vollendeten Gleichgiltigkeit, des gänzlichen Abfalls von

Glauben und Liebe, ist ein hülfloser Zustand, schlimmer als Götzendienst. Und wie gelangt man dahin? woher dieses, so häufig verbreitete Verderben, das um so trostloser ist, je weniger es in seinem Jammer geahnet wird? Und siehe auch dieses größte und ganz eigentliche Elend ist ursprünglich, in seinem ersten Beginne, ein geringes und unscheinbares Senfkorn, und dieß war die Aufgabe des zweiten Punctes.

2.

Wie der blühende und fruchtbare Baum eines tugendhaften, weit um sich durch Beispiel und Werke wohlthätigen Lebens aus dem an sich unscheinbaren Senfkorne des Glaubens, der Gottesfurcht und Treue emporsteigt, so kann auch Irrthum und geistiges Verderben, oft über ganze Familien und Völker sich verzweigend, aus einem gleich geringscheinenden Keime sich entwickeln, und dieser Keim ist die läßliche Sünde. Scheint dieses eine harte Rede zu seyn, und allzu viel zu behaupten, so kommt es doch nur darauf an, daß wir dasjenige, was läßliche Sünde genannt wird, in seinem Wesen und seinen Folgen erkennen. Nun unterscheidet sich aber die läßliche von der Todsünde hauptsächlich darin, daß die Todsünde geradezu gegen das Wesen und den Inhalt des göttlichen Gesetzes selbst gerichtet ist, die läßliche Sünde aber nur gegen die Art und Weise, wie das Gesetz beobachtet werden soll. Wer z. B. nur ein solches Gesetz übertritt, das in sich

selber geringfügig ist, und auf nichts wesentlich Wichtiges sich bezieht, oder wer gegen ein wichtiges Gesetz nur in kleinen und minder bedeutenden Dingen sich verfehlt, oder endlich, wer ein solches Gesetz bloß halbbewußt, ohne hinlängliche Ueberlegung verletzt, hat sich bloß einer läßlichen Sünde Schuld gemacht, weil er im letztern Falle nicht mit voller Erkenntniß und entschiedenem Willen gehandelt hat. Die läßliche Sünde ist also jedes Benehmen des Willens in Wort, Gedanken oder That, das von der vollkommenen Beobachtung des göttlichen Gesetzes abweicht, so daß wir dieses Gesetz nicht mit jener Sorgfalt und Vollkommenheit bewahren, wie es die Erhabenheit und Würde des Gesetzgebers erfordert. Denn diese Sorgfalt eben ist die Art und Weise, wie man das Gesetz halten soll, gleichwie es im Psalme heißt: »du hast befohlen, o Herr, deine Gebote überaus treu zu bewahren.« Wie es aber daraus hervorgeht, daß die läßliche Sünde nicht zwar so sehr gegen den Willen, doch aber gegen die höchste Würde oder Majestät des Gesetzgebers streite, so vergleicht auch der heil. Laurentius Justinianus die Todsünde mit dem Tode, die läßliche Sünde mit einer Krankheit; durch die Todsünde wird die Axt an die Wurzel des Baumes gesetzt, durch die läßliche Sünde gleichsam die Rinde des Baumes verwundet, wodurch er zu kränkeln anfängt. Es ergibt sich aber hieraus, wie gefährlich es sei, sich nicht gegen die läßliche Sünde zu ver-

wahren, und welches Verderben aus diesen kleinen Anfängen sich entspinnen könne. Denn obgleich solche Sünden uns noch der Gnade nicht entäußern, und das Band mit Gott nicht trennen, so verdunkeln sie doch einiger Maßen die Durchsichtigkeit oder Klarheit der Einsicht und des Gewissens, oder, wie der Apostel sagt, sie betrüben den heiligen Geist, machen uns vieler Lichter und Hülfen der göttlichen Gnade unwürdig oder unfähig, vermindern den Eifer und die Thatkraft des Geistes, die nur durch Treue und Uebung zunehmen kann, verhindern also nicht nur den Fortgang im Guten, sondern bereiten den Menschen allmählich zu größern Fehlern und zu Todsünden vor. »Wer das Geringe verachtet, lehrt die Schrift, wird bald dahinstürzen.« Denn wer ohne Scheu und Furcht diese kleineren Uebel zuläßt, der wird nach und nach zu einer verderblichen Kühnheit gelangen, so daß die Zartheit des Gefühles für Wahrheit und strenge Gerechtigkeit verloren gehet, und eben dadurch werden die Versuchungen zum Bösen immer mehr Gewalt über ihn bekommen. Wollte also Jemand mit dem Troste sich beschwichtigen, es habe mit den kleinern Fehlern keine Gefahr, und weiter zu gehen sei er sorglich auf der Hut, so möge er drei Umstände bedenken, die ihn eines Besseren belehren. Vorerst: daß auch die läßliche Sünde, ihrem Wesen nach, in einer Nichtachtung und Geringschätzung der absoluten göttlichen Hoheit, in einem Widerspruche gegen den göttlichen Willen bestehe,

was man Beleidigung Gottes nennt, daher denn auch die heilige Paula solche Fehler mit bittern Thränen beweinte, und der Priester Evagrius für eine einzige üble Nachrede eine harte Buße sich auferlegte. Was ferner noch zu bedenken ist, sind die Strafen, die auch die läßliche Sünde nach sich zieht, und die hier oder jenseits nicht ausbleiben können, endlich, daß die Menge solcher Sünden niemals etwas Geringes sei, wenn sie auch ihrem Wesen nach von geringerer Bedeutung sind. »Sofern du sie nicht fürchtest, sagt Augustinus, da du sie wägest, so fürchte wenigstens, wenn du sie zählest.« Was für ein Unterschied zwischen einem Schiffbruch, den die tobenden Wellen veranlaßt haben, und jenem vom Eindringen des Wassers durch eine vernachlässigte kleine Spalte im Schiffe? Viele tausend läßliche Sünden machen freilich noch keine Todsünde aus, weil sie von ganz verschiedener Art sind, dennoch aber häufen sie sich, wie Sandkörner zu einem Berge, und bereiten die Todsünde vor. Ja, jede einzelne läßliche Sünde selbst kann zur Todsünde sich gestalten und zwar entweder durch den bösen Zweck, wie z. B. wenn jemand zwar nur in leichtfertige Scherzreden sich ausläßt, jedoch in der Absicht, einen Unschuldigen zu verführen; sodann durch das Aergerniß, wenn man sich z. B. nur einen kleinen Spott erlaubt, von welchen man aber voraus sieht, daß er einen heftigen Zorn veranlassen werde, ferner durch die dabei eintretende Gefahr, der man sich selber

aussetzt, wie dieß bei gewissen Freiheiten und Vertraulichkeiten der Fall seyn kann; endlich durch den Zustand eines falschen und verkehrten Gewissens, und durch förmliche Verachtung des Gesetzes und Gesetzgebers. Wie dann vollends, wenn jemand sich den Vorsatz machte, schwere Sünden durchaus nicht zu begehen, über geringe Fehler aber und läßliche Sünden sich ohne Scrupel hinwegzusetzen, was hätte ein solcher, bei dieser Gesinnung und Handlungsweise zu befahren? Er ist wahrlich schon, durch Verachtung des Gesetzes und des Gesetzgebers, mitten in der Todsünde, und die breite Pforte des Unheils ist ihm schon aufgethan. Darum, o heililiger Geist, Lehrer und Ermahner der Menschen, handle barmherzig mit uns, strafe uns innerlich durch deine Warnungen, gib auch nach jedem kleinen Fehler uns die Gnade einer herzlichen Reue, und pflanze in uns das scharfe, feurige, bittre, heilsame Senfkorn deiner heiligen Wahrheit. Amen.

XV.

Am Sonntage Septuagesimä.

„Abermals ging er aus um die sechste und neunte Stunde, und that desgleichen." (Matth. 20, 5.)

Eingang.

Mit dem Sonntage Septuagesimä beginnt in der Kirche eine Zeit der ernsten Betrachtung, der Geistesversammlung und Buße. Darum werden die Lectionen aus dem Buche der Schöpfung genommen vom Ursprunge der Welt und des Menschen, und von des letztern Verschuldung und Strafe. Darum wird auch das heutige Evangelium gelesen, handelnd von den Werken der göttlichen Vorsehung zur Wiederherstellung des Menschen. Dort ist von der Pflanzung und Bewahrung des Paradieses, hier von der Pflanzung und Bearbeitung des Weinberges die Rede, dort ist die Offenbarung der schaffenden Allmacht und der Gerechtigkeit, hier aber jene der Weisheit und erbarmenden Liebe, oder der göttlichen Vorsehung, so daß dieses große Evangelium alle Zeiten der Menschengeschichte umfasset. Denn, gleichwie der Tag, von dem es handelt, die ganze Dauer des Menschengeschlechtes, von der

Schöpfung bis zum Weltgerichte vorstellt, so bedeuten auch die einzelnen Stunden, die dort als die dritte, sechste, neunte, eilfte Stunde bezeichnet werden, jene wichtigen Zeitpuncte oder Epochen der Geschichte, in welchen der Vater des Lichtes ausging, oder mehr und mehr sich offenbarte, um die Menschen, nach Maßgabe ihrer Fähigkeit, zu belehren, zu veredeln und zu beseligen. Es gibt aber auch einen Vater der Lüge, der, aus dem Reiche der Wahrheit verstoßen, vielfältig ausging, und immer noch ausgehet, die Menschen dorthin zu verführen, wo er selber ist. Die Ausgänge des göttlichen Hausvaters, fünffach im Evangelium angegeben, wollen wir im ersten, die Ausgänge des Verführers im zweiten Puncte betrachten.

1.

Unter den mannigfaltigen Namen, mit welchen Gott von uns angerufen wird, hat in neueren Zeiten gar mancher sich eingeschlichen, der im Lichte des Glaubens seinen Glanz und Schimmer verliert. So hört man Gott preisen als den Vater der Natur, da doch diejenigen Geschöpfe, die keine geistige Freiheit, kein Selbstbewußtseyn besitzen, nicht in der Vaterschaft Gottes stehen können, und er lediglich ihr Schöpfer genannt werden kann. In ähnlichem Sinne wird er auch als »Allvater« angebetet, allein dieser ursprünglich heidnische Name ist im Munde des Christen so unziemlich als jener des Pan und des Jupiter. Wohl aber gibt ihm das heutige Evan=

gelium den Namen eines Hausvaters oder Familienvaters, denn in Wahrheit ist er ein Vater jener unermeßlichen Familie von vernünftigen und freien Wesen, welche nicht die Himmel bloß, sondern auch die Erde bewohnen, indem auch die Irdischen zur himmlischen Familie berufen sind. Denn, so lehret der Apostel: »ihr seid nicht Fremdlinge mehr, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes.« Darum auch, da die Erde, in Folge des menschlichen Ungehorsams, mit Disteln und Dornen bedeckt war, und nichts wesentlich Gutes mehr auf ihr gedieh, was Früchte des ewigen Lebens brachte, hat der Hausvater, in seiner erbarmenden Güte, auf der verwüsteten Erde einen Weinberg gepflanzt, und dieser Weinberg, oft auch der Acker des Herrn, auch wohl Sion und Jerusalem genannt, ist jene wunderbare Pflanzung, von welcher Christus lehrte: »mein Vater ist der Weingärtner, ich bin der wahre Weinstock, ihr seid die Reben«; jene große Anstalt, die den Zweck hat, durch lebendige Gemeinschaft mit Christo die Menschen zu beleben, mit einem Worte: die Kirche, welche, im weitesten Sinne genommen, schon am frühesten Morgen des Menschengeschlechtes mit dem ersten Menschenpaare begonnen hat. Denn alles, was in den vier Jahrtausenden vor der Geburt des Erlösers, von Seite Gottes für das Heil der Menschen geschah, jede Erleuchtung von oben, jedes verdienstliche Werk, ja das Licht des Gewissens selbst, und

der Lebensverkehr mit Gott, ward lediglich durch die Verheißung und Hoffnung eines Erlösers vermittelt, und hatte rein in der Zukunft Christi seine Begründung, daher denn auch dieser das Lamm genannt wird, das seit dem Anfange der Welt geschlachtet worden. Ueberaus ehrwürdig also, durch sein Alter, durch seinen Pflanzer, durch seine Bearbeiter steht der herrliche Weinberg der Kirche in der Mitte aller Zeiten, und Niemand, der sich entschuldigen könnte, als hätte er nicht davon gewußt, denn der Hausvater hat Alle dahin berufen, und diesen Ruf durch einen fünffachen Ausgang in allen Zeitaltern oder Hauptepochen bekannt gemacht, welche durch jene, im Evangelium bezeichneten Stunden angedeutet werden. In fünf Zeiten nämlich ward bei den Alten der Tag getheilt: die Morgenszeit nannte man die erste Stunde, mit der dritten Stunde, d. h. um neun Uhr, begann der Vormittag, den Mittag bezeichnete man als die sechste, den Nachmittag, von drei Uhr an, als die neunte, den Abend, eine Stunde vor Sonnenuntergang, als die eilfte Stunde. Wollen wir nun diese Stuneintheilung auf den großen Tag der Welt- und Kirchengeschichte beziehen, so setzet zwar der heilige Gregorius die Morgenstunde in das erste Zeitalter von Adam bis Noah, die dritte oder Vormittagsstunde in das Zeitalter von Noah bis Abraham; weil aber die Kirche erst mit diesem letztern eine bestimmte Gestalt und Auszeichnung anzunehmen begann, und

die eigentliche Weltgeschichte erst mit Abraham den Anfang nimmt, so hat Salmeron diese Stunden gründlicher auf folgende Weise erklärt. Die erste Stunde begann mit dem Berufe Abrahams, und reichte bis auf die Zeiten des Moses. Die Familie der Abrahamiden, und das ägyptische Reich, Abraham, Melchisedec, Isac, Jacob, Joseph sind in diesem Zeitraume ausgezeichnet, der auf etwa vierhundert Jahre sich erstreckte. Die dritte Stunde begann mit Moses und dauerte bis David, ein Zeitraum von ebenfalls vierhundert Jahren, der Zeitraum des zunehmenden Lichtes, in welchem die erste positive Offenbarung, das Gesetz des alten Bundes, das vorbildliche Priesterthum, Aaron, Josua, Samson, Samuel, Saul hervorleuchten. Die sechste oder Mittagsstunde, in einer Dauer von ungefähr vierhundert Jahren, begann mit David, dem Stammvater Christi, und reichte bis zur Zerstörung Jerusalems; Davids Heldenkraft und heilige Begeisterung, Salomons Weisheit und Verirrung, der Tempelbau, der Glanz und Verfall des Königthumes, die Spaltung in ein Doppelreich, dem mächtigen Assyrien gegenüber, endlich die Propheten und Seher Elias, Eliseus, Isaias, Jeremias, als Arbeiter im Weinberge, bezeichnen diese viel bewegte, bedeutungsvolle Zeit. Mit dem Ende der assyrischen Gefangenschaft und der Wiedererbauung Jerusalems begann die neunte Stunde, einen Zeitraum von sechshundert Jahren umfassend, in wel-

chem auf das Weltreich der Perser jenes der Griechen und endlich der Römer folgte; Ezechiel, Daniel, Zacharias, Esdra, Nehemias, die Makkabäer glänzten in dieser Zeit, in welcher zuletzt die Verkehrtheit der Pharisäer und Schriftgelehrten sich gestaltete, bis mit der Ankunft Christi die eilfte oder Abendstunde eintrat. War jede dieser Stunden oder Epochen durch den Ausgang des Hausvaters ausgezeichnet, indem die göttliche Vorsehung in Abraham die erste Versammlung der Gläubigen beginnen ließ, und von den Götzendienern schied, durch Moses die erste feierliche und gesetzliche Offenbarung sendete, in David die hohe Verheißung erneuerte, und bei der Wiedererbauung des Tempels das künftige wahre Sion vorbereitete, so war doch keine Epoche wahrhafter und wesentlicher ein Ausgang Gottes zu nennen, als seine volle und lichte Offenbarung durch die Menschwerdung seines eingebornen Sohnes, gleichwie dieser selbst gelehret: »ich bin vom Vater ausgegangen, und in diese Welt gekommen.« Dieser Ausgang geschah in der letzten Stunde, die bis zum Untergange der Sonne dauert, weil das Zeitalter, das mit der Menschwerdung Gottes begann, das letzte in der Menschengeschichte ist, und am Ende des ganzen Geschlechtes mit dem Weltgerichte schließet; eine lange Stunde, wie es scheint, weil sie bereits über achtzehn Jahrhunderte sich ausdehnt, doch aber nur Eine Stunde, ein einziger Zeitraum, weil nur Ein Gesetz der Gnade,

Ein Glaube, Eine Wahrheit, Ein ewiges Priesterthum ihre Bedeutung ausmachen, und keine neue Offenbarung, kein neues Erlösungswerk mehr nachkommen kann.

So hätten wir dann den Weinberg des Herrn, und die fünf Ausgänge des Hausvaters, in welchen er die Arbeiter berief, ja zum Theile auch diese letzteren selbst, in flüchtigem Ueberblicke betrachtet; wir haben aber auf die Art und Weise zu achten, wie der Hausvater sie ruft. Frühmorgens geht er aus, die Arbeiter zu dingen, d. h. durch freie Uebereinkunft und Bedingung sie aufzunehmen; er zwinget sie nicht, er treibet sie nicht mit unwiderstehlicher Macht, denn diese Macht des blinden, nothwendigen Naturgesetzes herrschet nur über die Weltkörper, Elemente, Steine, Gewächse und Thiere, nicht über die Menschen, denen der Wille und die Freiheit ins innerste Wesen gegeben ward. Er zwinget sie also nicht, sondern er dinget sie, er ladet sie ein zu kommen und seinen Verheißungen zu glauben, gleichwie er durch den Propheten lehret: »mit den Banden Adams will ich euch ziehen, mit den Banden der Liebe.« Er würdigt sich insbesondere, mit jenen Arbeitern, die er in den ersten Stunden beruft, den Lohn auszumachen, der im Evangelium sinnbildlich mit dem Groschen (Denarius, einer Silbermünze) bezeichnet wird, weil sie, noch nicht zu höherer Erkenntniß heran gebildet, solcher Verheißungen bedurften, die gar oft auch als zeitliche Belohnungen,

Ueberfluß und Wohlfahrt ausgesprochen wurden. Jenen aber, die er in der eilften Stunde ruft, sagt er nichts Ausdrückliches mehr, er ruft sie bloß, ohne fernere Verheißung. Folge mir nach, sprach er zu Matthäus und den übrigen Aposteln, und sie verließen alles und folgten ihm. Folget mir nach, rief er durch die Apostel den Heiden zu: was stehet ihr euer Leben lang müßig? welche Frucht habt ihr von euren Werken, deren ihr euch nun schämet? Und sie, die sehnsuchtsvoll nach der unbekannten Wahrheit geseufzt, erwiederten: es hat uns noch Niemand gedungen, und frohlockend verließen sie den Götzen- und Sinnendienst, und gingen ein in die heilige Kirche. Alle diese, die Apostel wie die folgenden Heiligen des neuen Bundes, fragten nicht um den Lohn mehr, sie waren bereit, dem Herrn um seiner selbst willen zu dienen, aber um so sicherer empfingen auch sie ihren Lohn. Und welch eine Belohnung? »Ich selbst, sprach Gott zu dem Patriarchen: ich selbst werde dein übergroßer Lohn seyn! Wann wird diese selige Anschauung Gottes dem Arbeiter zu Theile, wann wird sein Lohn ihm gespendet? Allerdings erst am Ende des Tages und der geleisteten Arbeit, am Schlusse jedes einzelnen Menschenlebens, und wieder am Schlusse des Gesammtlebens des ganzen Menschengeschlechts, wenn durch die Auferstehung der Leiber der Mensch in seiner ganzen Natur wieder hergestellt seyn, und der große Hausverwalter, des ewigen Vaters Sohn, jedem den Lohn verlei-

hen wird nach seinem Verdienste. Dann wird mit den letzten der Anfang gemacht, und von ihnen zurückgegangen werden bis auf die ersten; denn sind zwar die später Berufenen auch in späteren Stunden erst in den Weinberg gegangen, so haben sie doch mit desto regerm Eifer das dargebotene Heil ergriffen, und härtere Prüfungen bestanden, ja Viele von ihnen, wie z. B. die Apostel, haben unter allen Arbeitern die meisten Früchte gesammelt. Es kommt endlich auch an die ersten die Reihe, und da sie nicht mehr als die spätesten und letzten empfangen, murren sie gegen den Hausvater und zeihen ihn der Ungerechtigkeit; dieser aber rüget ihre Scheelsucht, und zeiget ihrem kranken Auge den Glanz seiner Güte, die keiner Rechtfertigung bedarf. Wer sind diese Neidhardte? sind etwa jene Arbeiter darunter gemeint, die zu den Heiligen des alten Bundes gehören? Keineswegs, sondern die Pharisäer und Schriftgelehrten, welche sich in ihrem Wahne rühmten, die Auserwählten Gottes, die einzigen und rechtmäßigen Arbeiter in seinem Weinberge zu seyn, denen allein die Seligkeit gebühre, während sie Christum und die Apostel verachteten. Diese hatten eigentlich bereits ihren Lohn dahin, weil sie nichts als ihre Ehre und irdische Vortheile suchten, und wie anders als mit teuflischem Neide können so aufgeblasene Heuchler auf die Verachteten sehen, die nun ihnen vorgezogen werden? Sie arbeiteten auch gar nicht im Weinberge des Herrn, sondern

der Vater der Lüge war es, der sie gedungen. Denn auch dieser ist ausgegangen, Arbeiter für das Reich seiner Finsternisse zu bestellen, und von diesen Ausgängen des Lügengeistes hätten wir noch Einiges im zweiten Puncte zu betrachten.

2.

In jener symbolischen Erzählung, welche den Eingang des Buches Hiob bildet, lesen wir, wie der Herr den Satan fragte: woher kommst du? und wie dieser zur Antwort gab: »ich bin um die Erde umher gegangen, und habe sie durchwandert.« Was hat er auf Erden zu thun, was sucht er, daß er aller Orten umherschleicht? ists in der That so, oder nur Mythus? Brüder, ermahnt der heilige Petrus, seid nüchtern und wachet, denn euer Feind geht umher, wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge. Es ist also offenbar, was er auf Erden suche: er sucht, wen er verschlinge. Niemand hat dieß Geschäft ihm aufgetragen, denn sein Schöpfer selbst hatte einen andren Zweck mit ihm; daß er jedoch in Bosheit entartet ist, dieß hat er selbst im Mißbrauche seiner Freiheit gethan; seitdem gehet er aus, wie ein böser und unseliger Hausvater, der zu Hause und bei den Seinigen nicht bleiben mag, denn sein Haus ist die Hölle, sein Anhang die dämonischen Geister, die er verführt hat; er geht aus, um auch anderwärts, denn im Himmel vermag er es nicht, Unheil anzurichten, seinen eigenen Jammer auszubreiten, und die Werke Gottes zu verwüsten. Kaum

war die Erde vollendet, und das Paradies in voller Blüthe, bewohnt von Menschen voll der Unschuld und Einfalt, als er schon ausging, um diese Arbeiter des Paradieses für seine Knechtschaft zu dingen, und sie dem Hausvater treulos zu machen; sein Lohn aber war schon bereit: die Frucht des verbotenen Baumes. Hatte er's einmal dahin gebracht, so bedurfte er in der Folge bei den bereits von der Wahrheit Abgewendeten so großer Künste nicht mehr; in seinem Dienste erschlug Kain den schuldlosen Bruder, in seinem Dienste erhoben sich die alten Giganten, und thaten viel Böses auf Erden, ungeheure Verbrechen häuften sich, bis endlich Noah mit seinen drei Söhnen allein auf der verödeten Erde zurück blieb; aber auch unter diesen war schon Cham vom Geiste der Bosheit berückt, und bald breitete mit den folgenden Generationen Finsterniß und Aberglauben aufs neue sich aus, und überhand nahm die Verwirrung. Da erschien die erste Stunde des neuen Tages, mit dem Berufe des Abrahams, als des Vaters der Gläubigen, allein unter den Abrahamiden selbst bestellte der Fürst der Finsterniß seine Diener, während die übrige Welt unter seinem Joche blieb; er verführte in der dritten Stunde die Undankbaren zur Anbetung des goldenen Kalbes, und ihm gehorchend widerstand Saul der göttlichen Oberherrschaft und ging mit Schwarzkünstlern zu Rathe. In der sechsten Stunde lockte er den Salomon zum schändlichen Abfall, und brachte Zwie-

spalt und Götzendienst in das Gottesreich, sowie er in der neunten Stunde, im zweiten Jerusalem, bald zu griechischem Götterdienst, bald wieder zu giftiger Gleißnerei seine Diener verleitete. Als endlich auch die eilfte Stunde gekommen war, und die Wahrheitssonne der ganzen Erde zu leuchten begann, ging er aus, alle jene zahlreichen Arbeiter zu bestellen, die tausendfachen Irrthum verbreiteten, ja es kommt die Stunde, und ist schon, da er, wie die Offenbarung Johannis lehrt, ausgehen wird, um alle Völker zu verführen in allen Gegenden der Erde.

Inzwischen ist eine große Verschiedenheit zwischen der Art und Weise, wie der Hausvater die Arbeiter dinget, und wie der Geist der Lüge. Der letztere gibt den Lohn voraus, Freiheit der Sinnenlust, Täuschungen, lügenhafte Ehre und Freude, und nach diesem Lohne folgt erst die trostlose Arbeit; der Hausvater aber gebeut vorher die Arbeit, und verheißt erst nach dieser den Lohn. Wessen Rufe wir folgen wollen, bei uns ist die Wahl, bei Gott aber steht die Vergeltung und der Lohn, nach eines Jeglichen Verdienste, wenn das Maß des Guten oder des Bösen voll geworden. Daher die Stimme des Herrn in der Offenbarung Johannis: Wer schadet, schade noch mehr, und wer unrein ist, werde noch unreiner, und wer gerecht ist, werde noch gerechter, und wer heilig ist, werde noch heiliger: sieh ich komme bald, und mein Lohn ist mit mir, einem Jeglichen zu vergelten nach seinen Werken. Amen.

XVI.

Am Sonntage Septuagesimä.

„Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“ (Matth. 20, 6.)

Eingang.

Wie bei dem Umschwunge der Jahreszeiten manche Tage eintreten, die durch warme Sonnenblicke oder Nebel und Schneestürme den Anfang der neuen Jahrszeit kenntlich machen, so hat auch das kirchliche Jahr seine Tage, mit welchen eine neue Ordnung beginnt, und durch mancherlei Zeichen angekündigt wird. Ein solcher Tag ist der heutige Sonntag, welchen die Kirche als den Anfang ihres ersten, sehr rauhen, und noch winterlichen Frühjahrs betrachtet. Sie kleidet sich von heute an in die blaue Farbe der Buße; der Ambrosianische Lobgesang, das Alleluja, das Gloria werden nicht mehr angestimmt, hingegen beginnt die heil. Messe mit dem Psalme: »die Bangigkeiten des Todes haben mich umgeben, die Schmerzen der Unterwelt haben mich umrungen.« Ihre Lesungen oder Lectionen beginnen von der Geschichte der Schöpfung, und vom Falle der ersten Menschen; zugleich aber fordert sie

uns auf, nach der Gewinnung der verlornen Güter zu streben, und deßhalb stellt sie die heutige Epistel uns vor Augen, in welcher die Christen mit den Wettläufern verglichen werden, die um die Siegeskrone sich bewerben, welche den Zögernden und Trägen nicht zu Theil wird; in eben dieser Absicht hat sie auch das Evangelium von den Arbeitern im Weinberge ausgewählt, wo ganz vorzüglich die Frage uns entgegen tritt: »was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?« Denn so viele Worte diese Frage zählt, eben so viele Antriebe enthält sie auch, die uns zur Thätigkeit im geistigen und christlichen Sinne bewegen. Diese Frage, in der Folgereihe aller ihrer einzelnen Worte, sei daher die Aufgabe, der wir heute unsre Aufmerksamkeit widmen.

Der heilige Augustinus erzählt von einem Possenspieler, der einstmals auf die Bühne trat, und seinen Zuschauern ankündigte, daß er bei der nächsten Vorstellung ein ausgezeichnetes Kunststück preis geben, nämlich einem Jeglichen sagen werde, was er in seinem Innern wünsche und begehre. Der festgesetzte Abend war gekommen, und eine große Zahl von Neugierigen schon versammelt, mit Sehnsucht des Propheten harrend, als dieser nach langem Zögern hervortrat, und, nachdem er einen sehr schwülstigen Eingangssermon gehalten, endlich zur Hauptsache sich wendete. Ihr alle, wie und wer immer ihr seid, sagte er, möchtet wohlfeil ein-

kaufen, und theuer verkaufen! — Ist nun dieser Wunsch im irdischen Handel und Wandel selten erreichbar, und haben nur sehr wenige das Glück, wie vordem Jene in Westindien, für Glaswaaren Gold einzutauschen, so ist doch, in Anbetracht himmlischer Güter, solch ein Geschäft für jeden bereit; Gott selber ist es, der den Anfang gemacht hat, einen so vortheilhaften Tausch einzugehen. »Reich und barmherzig, sagt Leo, ist der himmlische Kaufmann in diese Welt gekommen, und hat mit uns, in einem wundersamen Tausche, ein neues und heilsames Geschäft geschlossen, das Unsere annehmend, das Seinige gebend.« Und seitdem dieses Geschäft begonnen, sind die geringsten Werke der Nächstenliebe, der Entsagung, der Gottesverehrung zu solchem Werthe gediehen, daß sie die Verheißung des ewigen Lohnes haben. Und wird nun dieß unläugbar vorausgesetzt, wie sollte dann die Frage nicht billig seyn: was steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Was habt ihr für Ursachen, was für Ausflüchte, den ganzen Tag müßig zu stehen? Kann ein gewöhnlicher Tagwerker klagen, daß Niemand ihn gedungen, daß die Arbeit wenig, der Lohn gering und unsicher sei, so gelten hingegen solche Ausreden nie, wo es sich um das geistige Tageswerk handelt. Berufen sind wir alle, die wir der Kirche angehören, nicht unsicher ist die Beschäftigung, wie etwa jene eines Taglöhners, der nach einem Herrn seufzet, bei welchem er täglich seine sichere und wohl-

belohnte Arbeit fände; denn wir haben einen Herrn, der ewig, in seinen Beschlüssen unwandelbar, und dem an Hoheit und Würde Niemand vergleichbar ist. Und diese Hoheit des ewigen Gebieters hatte der heilige Anselmus, Erzbischof von Canterbury, von Jugend an vor Augen. Noch als Knabe träumte er von einem hohen, gen Himmel reichenden Berge, auf welchem er im Hinaufsteigen eine große Zahl von Feldarbeitern und Schnittern sah, die er für die Arbeiter des himmlischen Königs erkannte, und denen er, weil sie sehr nachlässig sich zeigten, ernstlich drohte, sie bei dem Könige anzuklagen, daß sie im Dienste eines so erhabenen Gebieters so schlechten Eifer bewiesen. Dieser Traum, in dem Knaben Anselmus eine frühe Blüthe seines edlen Geistes, und ein Vorzeichen seines rastlos thätigen und gemeinnützigen Lebens, ist nichts andres als ein Abglanz der Parabel, die unser Evangelium erzählt, denn jener hohe, gen Himmel reichende Berg ist eben der Weinberg des Herrn, die heilige Kirche, und die zu ihr berufen sind, sollen darin vor Allem den Antrieb zum Eifer finden, daß der Herr und Belohner, dem sie dienen, so überaus erhaben und preiswürdig ist.

Hat ferner ein gewöhnlicher Taglöhner oder Arbeiter gar oft Ursache, über Mangel an Arbeit zu klagen, so stehet hingegen der geistigen Arbeit keine Jahrszeit, keine Festtage, keine Stockung der Geschäfte, keine sogenannten schlechten Zeiten im Wege.

Wie preiset man jene Geschäftsleute nicht glücklich, die Jahr aus Jahr ein täglich Gelegenheit zum Gewinne finden; denn wie sollten diese nicht überaus reich werden? Allein dieß Glück, in einem viel höhern Sinne, ist uns allen dargeboten; jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick ist zum geistigen Gewinne uns angewiesen, und je schlechter die Zeiten, d. h. je schwerer die Prüfungen, desto reicher ist dieser Gewinn. Und was würde eine Seele, die bereits in die Region der Nacht und des Verderbens hülflos versunken ist, nicht thun oder leiden wollen, damit nur eine einzige Viertelstunde irdischer Zeit ihr gegönnt würde, wo sie Buße wirken, Verdienst erwerben könnte? »Siehe, sprach der Herr, es kommen die Tage, wo ihr verlangen werdet, auch nur Einen Tag des Menschensohnes zu sehen, und ihr werdet ihn nicht sehen!« Denn dieser Tag des Menschensohnes (wie Chrysostomus erklärt) ist der Tag der Arbeit und des Verdienstes mittelst der Gnade Christi; die Tage, die kommen werden, sind solche, wo es keine Arbeit mehr gibt. Darum heißt es auch im 72. Psalme: »Mein Volk bekehre sich hier, und volle Tage sollen in ihm gefunden werden!« — Was steht ihr also hier den ganzen Tag müßig! Wo? Hier: auf dem Markte, auf dem Geschäftsplatze, auf dieser Erde, die zur geistigen wie zur körperlichen Arbeit uns angewiesen ist. Ward Adam ins Paradies gesetzt, um es zu bearbeiten und zu hüten, wie dann erst wir im Lande der Ver-

weisung? und war im Paradiese der Müßiggang und Leichtsinn verderblich, wie erst hier, im Lande, das Disteln und Dornen trägt, und mit Fallstricken bedeckt ist! Die alten Einsiedler liebten den Lehrspruch: wer arbeitsam ist, wird höchstens nur von einem, wer müßig, von vielen Dämonen heimgesucht. Mit ähnlichen Gedanken pflegte auch Antonius sich zu ermuntern, so oft er eine Anwandlung der Trägheit fühlte. Antonius, sprach er zu sich: suchest du Gott zu gefallen? so bete, und wenn du nicht beten kannst, so arbeite mit deinen Händen, und verrichte allzeit irgend ein Werk! Er hat sich aber weislich gehütet, zu diesem Spruch noch ein Drittes zu setzen: und wenn du nicht arbeitest und nicht betest, so schwätze! Denn je mehr Worte, desto weniger Werke, und je mehr Blätter ein Baum trägt, desto ärmer ist er an Früchten; und wer erinnert sich da nicht des Feigenbaumes, der umsonst drei Jahre im Weinberge gestanden? »Hauet ihn um, gebietet der Herr, wozu nimmt er das Erdreich ein?« Was soll er hier? was stehet er Jahrelang hier müßig? Wo? im Weinberge des Herrn, in der streitenden Kirche, die nur deßhalb die streitende genannt wird, weil ihre Mitglieder berufen sind, für ihr Heil zu arbeiten, und im Kampfe gegen das Böse zu siegen.

Ein König des alten Reiches Granada, Namens Chiquito (wie Antonius von Guevara erzählt) hatte durch seinen Entschluß, sich mit einer Afrikanerinn zu

verehelichen', einen solchen Widerspruch und Aufruhr in seinem Reiche veranlaßt, daß er endlich vom Throne verstoßen, und in das Land Alpuxara verwiesen wurde. Von seinen bisherigen Günstlingen und Dienern begleitet, zog er schweigend fort, bis sie den Gipfel eines Berges erreicht hatten, hier wendete er sich um, um noch einmal auf seine ehemaligen Besitzungen zurück zu blicken, die am Fuße des Gebirges sich ausbreiteten. Allein da er die blühenden Gegenden von Granada vor sich liegen sah, und in der Ferne die herrliche Königsburg, worin er geboren und erzogen war, ergriff ihn der Gram aufs neue, er kniete auf die Erde hin, und seine Begleiter mit ihm, und sie fingen insgesammt an, ihr Unglück und ihren Verlust mit bitteren Thränen zu beweinen. Die Mutter des Königs aber, die sich, einige Schritte von ihnen, auf einen Stein gesetzt hatte, fand an dieser Scene kein Behagen, sie trat hinzu und sprach: wohl billig ists, daß du und deine Ritter gleich den Weibern weinen, denn nicht wie Männer habt ihr gestritten! Chiquito faßte damals, aus übergroßer Betrübniß, diese Worte nicht auf; hätte ich, sagte er späterhin, diese Rede recht gehört und beherzigt, so wäre ich zurück gekehrt, um noch einmal für mein Recht zu streiten! — Er steht aber nicht allein, dieser Chiquito, viele, ja in und durch Adam alle Menschen, theilen sein Mißgeschick. Jammernd sah Adam oftmals gen Aufgang hin, in die Gegend des verlorenen Para-

dieses, aus welchem er nicht wäre vertrieben worden, hätte er männlich gegen den Versucher gestritten. Wiedergewonnen zwar ist uns das Reich Gottes, das wir bisher noch, in der streitenden Kirche, gegen alle Anfälle der Leidenschaft und Lüge wacker vertheidigen und behaupten sollen. Dürfen wir feige und müßig seyn, und dem Feinde Raum geben, bis er uns bezwungen hat, und bis wir hinausgestoßen worden ins Exil, wo zwar Heulen und Wehklagen seyn wird, aber ein Wehklagen, das nichts mehr fruchten kann?

Darum eben frägt der Hausvater: was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Was stehet ihr, zögernd und verweilend, da dem Menschen doch die Füße nicht bloß zum Stehen, sondern auch zum Wandeln gegeben sind? Wandrer sind wir, und die Zeit, die unsres Lebens Maß ist, ist selber nichts als die Form und der Ausdruck rastloser Bewegung; wie dürfen wir also, im geistigen Leben, Werden und Streben, stille stehen, ohne Fortschritt, ohne Thätigkeit? »Der Mensch, wie die Schrift lehrt, ist geboren zur Arbeit, und der Vogel zum Fluge. Und gleichwie Gott, sagt Basilius, uns Kräfte gegeben hat, die zur Arbeit uns fähig machen, so wird er auch am Tage des Gerichtes eine diesen Kräften entsprechende Emsigkeit von uns fordern. Oder kann auch ein Mensch gedeihen, und im Geiste wachsen und leben, der müßig seine Zeit versplittert? »Vielfältige Bosheit, sagt die Schrift,

hat der Müßiggang gelehret.« (Eccli. 33.) »Wie das Erdreich, das mit keiner Saat bestellt ist, hundertfältiges Unkraut hervorbringt, so geht es auch (nach dem Gleichnisse des heil. Chrysostomus) der menschlichen Seele, so oft sie nichts von nothwendigen und nützlichen Dingen vornimmt, womit sie sich beschäftige; denn da sie allezeit nach Thätigkeit sich sehnet, so gibt sie inzwischen sich bösen Beschäftigungen hin.« Und wie bekanntlich eine Stunde stehen viel mühsamer ist, als mehrere Stunden gehen, so wird auch eine Seele, die in müßigem Zustande verweilt, von unaussprechlichem Ueberdruß und bittrer Langweile gequält, so daß sie zu den verkehrtesten und bösartigsten Mitteln ihre Zuflucht nimmt, um diese Uebel zu lindern. Und wie ein Gewässer, welches stille steht, gar bald mit grünen Wasserfäden und Schlamme sich bedeckt und zum Sumpfe wird, so wird auch eine müßige Seele, ehe sie sich dessen versieht, in einen viel ödern Sumpf verwandelt, zu einem Spielplatze häßlicher Amphibien, zu einem Wohnsitze aller erdenklichen Uebel.

Petrus Loyer, ein Mann, der über das Lob der Arbeit ein ganzes Buch geschrieben, saß einst, wie er selbst erzählt, in der Stadt Gent mit einigen Senatoren von Brügge vor der Pforte des Stadthauses, als sich ein Bettler ihnen vor Augen stellte, der äußerst ärmlich gekleidet war, und in sehr jämmerlichem Tone um ein Almosen bat. Sie fragten ihn, wo es ihm dann, von der Armuth abgesehen,

eigentlich fehlte, und welch ein Gebrechen oder Schmerz zu so ungewöhnlicher Wehklage ihn nöthigte? Der Mann erwiederte: es wäre dieß ein geheimes, verborgenes, und allerdings so abscheuliches Uebel, daß er großes Bedenken trüge, es je einem Menschen zu offenbaren; ja darin eben, setzte er hinzu, besteht die Größe meines Elends, daß ich keine Meldung davon machen darf! Dieß geheimnißvolle Geständniß erregte durch sein Halbdunkel mehr Mitleid, als alles frühere Geheul, und der verborgene Dulder ward reichlich beschenkt; kaum aber hatte er rüstigen Schrittes sich fortgemacht, als einer von den Rathsherren seinem Diener befahl, ihm auf dem Fuße zu folgen, und durch List oder Zudringlichkeit sein verborgenes Uebel auszuforschen. Der Diener verstand sich darauf, seinem Auftrage Genüge zu leisten. Er faßte den Bettler, zog ihn in einen Winkel, besah sein Antlitz, seine Gestalt, seine Gliedmaßen, fühlte ihm den Puls, betrachtete die Nervigkeit seiner Arme, und rief verwundert: wie stehet es dann mit dir? ich finde dich vom Kopfe bis zu den Füßen kerngesund, ich entdecke an dir nicht die mindeste Spur eines Gebrechens! Geduld, erwiederte der Andre, urtheile du nicht nach dem Scheine! Ganz ein andres Uebel ist es, das mich peinigt, ein ganz verborgenes Uebel, das mir durch Mark und Bein und Geäder schleicht, also daß kein Glied an mir sich findet, das ich recht regen und rühren und zur Arbeit brauchen könnte!

Und verlangt's dich zu wissen, wie dieß Uebel heiße? Die Leute nennen es die Faulheit. Höchlich entrüstet kam der Abgeordnete mit dieser Entdeckung zurück; man lachte anfangs, dann beeilte man sich, den Taugenichts aufzusuchen, um durch eine gründliche Methode sein Uebel zu heilen, allein er war nirgend mehr aufzufinden.

So unverschämt dieser neue und niedrige Diogenes war, so hat er doch in der Definition des Uebels nicht geirret. Denn wenn schon eine müßige Stunde so gefahrvoll ist, daß sie selbst jenem herrlichen königlichen Seher einen schmachvollen Sturz bereitete, welch ein Uebel muß erst die Trägheit selbst seyn, wenn sie einmal den ganzen Menschen in Besitz genommen, also daß er alle seine Lebenstage vergeudet, ohne je etwas Ersprießliches vorzunehmen, das seinem künftigen und ewigen Loose aufhelfen möchte? Denn ohne christliches Streben und geistigen Fortschritt ist auch das geschäftigste und arbeitvollste Leben doch nur müßig und fruchtlos. Und deßhalb heißt es: was steht ihr hier den ganzen Tag müßig? was vergeudet ihr müßig den ganzen Tag? Kostbar ist dieser Tag, und ein unschätzbares Geschenk, und durch große, ja ungeheure Anstalten vermittelt; zündet man wohl in einem wirthschaftlichen Hause eine Kerze an, damit die Leute dabei schlafen? Soll die große Leuchte des Tages, die herrliche Sonne, zu nichts dienen, als den Müßiggängern zu leuchten? »Wirket, ruft der

Herr, so lange es Tag ist; denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann!« Denn eine herrlichere Sonne noch leuchtet am Tageshimmel: die Wahrheit und Gnade des evangelischen Gesetzes, welches der streitenden Kirche leuchtet; ist es wohl rühmlich, dieses Lichtes nicht zu achten, es nicht zu benützen? »Lasse dich um den guten Tag nicht betrügen, mahnet die Schrift; auch der kleinste Theil der guten Gabe gehe an dir nicht leer vorüber. (Eccl. 14.) Der gute Tag, d. h. der Tag, an welchem du Gutes wirken und Verdienst erwerben kannst, und folglich ein jeglicher Tag wird eine gute Gabe genannt, wovon wir auch den geringsten Theil nicht vernachlässigen, jede Minute für kostbar achten sollen. Siehe wie rasch dieser einzelne Tag, und der ganze Lebenstag in lauter einzelnen Minuten und Secunden vorüber rauscht! Siehe, wie der Goldschmied auch die kleinsten Staubkörner des gefeilten Goldes aufsammelt! Was stehet ihr also den ganzen Tag müßig? Wer den Tag über müßig gewesen, hat keinen Anspruch auf den Lohn, der am Abend vertheilt wird, er hat vielmehr die Erwartung der Strafe, die gleichfalls am Abende des Lebenstages bereitet ist.

Es wird von einem Herzoge von Ossuna erzählt, daß er einstmals alle Bettler und Preßhaften, die in der Stadt sich vorfanden, in seine Burg berufen und reichlich bewirthen ließ, worauf er sie in eine große Halle führte, woselbst von einer Wand zur

andern, einige Schuhe hoch, ein Seil gespannt war. Er munterte sie auf, darüber zu springen, und verhieß jedem, dem es gelingen würde, einen nahmhaften Preis. Da gab es deren nicht wenige, die ihre Krücken wegwarfen, ihre Gebrechen bei Seite legten, ihrer Lähmungen und Schwächen vergaßen, und hurtig über das Seil sich schwangen; allen diesen spendete der Herzog den wohlverdienten Lohn, indem er sie auf die Galeeren schickte. — Der ewige König und Gesetzgeber befiehlt allen Menschen, leiblich und geistig zu arbeiten, und für ihr Heil zu sorgen. Und er fragt die Unthätigen: warum den ganzen Tag müßig? warum ohne Gebet, ohne Selbstüberwindung, ohne Geduld, ohne Streben nach Besserung, ohne Buße, ohne thätige Nächstenliebe? Die Müßigen werden vorschützen und sagen: ach, was sind wir für arme und gebrechliche Menschen, schwache Sterbliche, lahm und preßhaft; diese Gebote sind uns zu schwer, wir haben die Stärke nicht, sie zu erfüllen, diese Bestrebungen sind uns zu hoch, wir können sie nicht erreichen: Da wird derjenige, der allein Recht hat, und Recht behält, erwiedern: wie dann wo es galt, eurer Lust zu fröhnen, eurem Ehrgeiz zu folgen, euren Haß zu kühlen, wo irgend ein Preis oder Scheingut euch ins Auge schimmerte, wie habt ihr damals Kräfte gehabt, ganze Nächte zu durchschwärmen, und jegliches Ungemach zu tragen? Und diese Thatsachen werden von den schwachen Sterblichen nicht geläugnet werden können!

»Wahrlich, sagt der heilige Prosper, nicht den Müßigen und geistig Schlummernden wird das Himmelreich zu Theil werden, denn es heißt ja: »rufe die Arbeiter, und gib ihnen den Lohn!« So soll dann heute am Sonntage Septuagesimä der Vorsatz in uns sich gestalten, in rechter Thätigkeit, im Geist und in der Wahrheit, die kostbaren Tage zu benützen, nicht sowohl und vorzugsweise in Absicht auf den Lohn, den wir vom ewigen Hausvater erwarten, als vielmehr für sein Wohlgefallen und für seine Ehre, denn »groß ist der Herr und überaus lobenswürdig, seine Größe und Hoheit ist ohne Ende.« Amen.

XVII.

Am Sonntage Septuagesimä.

„Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? gehet auch ihr in meinen Weinberg.“ (Matth. 20, 6.)

Eingang.

»Die Kunst ist lang, das Leben kurz, die Erfahrung beschwerlich.« So lauten die viel bekannten Worte eines Weisen aus griechischer Vorzeit. Das Evangelium, das wir eben gelesen, umfasset, im ganzen Umfange seiner reichen Bedeutung, die Geschichte aller Werke der göttlichen Vorsehung für das Menschengeschlecht. Allein die Darstellung und Ausführung dieser Wege und Werke, nach dem Inhalt der Parabel, ist lang, weil sie über alle Jahrhunderte reicht; die Stunde hingegen, die dazu benützt werden soll, viel zu kurz für eine so große Aufgabe. Aber auch die Kunst, nach dem Evangelium zu leben, ist lang, weil sie einer langen Uebung bedarf, die Erfahrung, die aus den Folgen des Ungehorsams hervorgeht, überaus mißlich und beschwerlich; das Leben selbst, das auf Erden uns bemessen worden, kurz und flüchtig, und gehet bei vielen Menschen zu Ende, ehe sie die rechte Lebens-

kunst erlernet haben. Hatten sie etwa zu wenig Zeit zu dieser Erlernung? war die Zahl der Tage zu klein, die der Herr und Lenker aller Dinge ihnen zugemessen? Dieß sei ferne, daß wir die Vorsehung einer Ungerechtigkeit zeihen, die Schuld liegt vielmehr an jenen Menschen selbst, an ihrer eigenen Trägheit und Fahrlässigkeit, in welcher sie die schnell vorüber gleitenden Stunden nicht besser benützten; daher auch der Hausvater sie warnet und anruft: was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Dieses Müßigstehen und Müßiggehen wollen wir heute näher betrachten, und zwar den Müßiggang als den Lehrmeister des Lasters im ersten Theile, den Müßiggang als den Quartiermeister des Elendes im zweiten Theile kennen lernen; vorher aber den heiligen Geist, der allein die wahre Kraft und Thätigkeit verleihet, um Erleuchtung bitten.

1.

Wie erquicklich ist nicht der klare Bach, der von waldigen Bergeshöhen herabströmt, und munter durch Feld und Wiesen fließet? Hell und rein ist sein Gewässer, an seinen Ufern blühet ein frisches Grün, ringsum verbreitet er Kühlung und Fruchtbarkeit. Wie häßlich dagegen ist ein schleichendes oder stehendes Gewässer? bis zum Grunde hinab ist es trüb und lehmig, an der Oberfläche wird es mit grünem Confervenschlamme bedeckt, einen fauligen Dunst hauchet es aus, Kröten und Insecten wimmeln darin, und was rings umher wächst und

blüht, sind Binsen und Hahnenfuß und andere Giftpflanzen mehr. Alles dieß ist erst so geworden, seitdem das Wasser stille zu stehen begonnen, und ähnliche Folgen hat auch das müßige und träge Dahinleben für das Gemüth des Menschen. Der Müßiggang, wie der heil. Basilius sagt, ist der Lehrer der Unwissenheit, die Nacht des Geistes, die Pest des Willens, der Verderber der Zucht und Sitte, der Gastwirth böser Gewohnheiten, der Verräther der Seelen, die Schmach dieser Erde, das Grab des lebenden Menschen, mit einem Worte: der Lehrmeister aller Laster. Ja, in noch gewichtigeren Ausdrücken redet davon der heilige Hieronymus, ein Mann, der eben so wie Basilius unermüdlich thätig war; »seid dessen aufs gewisseste versichert, sagt er: der Vater aller Begierlichkeit, aller Unlauterkeit, aller Sünde ist der Müßiggang.« Und wie viele Beispiele davon enthält schon die heilige Geschichte! So lange Samson gegen die Philister stritt, vermochte Niemand ihn zu bezwingen, sowie er aber ein weichlicher Herkules ward zu den Füßen der Dalila, wurde er besiegt und gebunden. Solange David im Lager und unter seinen Kriegern lebte, war er ein Held der Tapferkeit wie der Tugend; wie er aber müßig zu Hause blieb, und in der Mittagsstunde auf den Zinnen seines Palastes lustwandelnd umherschlich, traf ihn der Pfeil der bösen Begierde, die zur dreifachen Sünde des Ehebruchs, des Mordes und der Heuchelei ihn verleitete. So

lange Salomo mit der Regierung seiner Völker, mit der Entscheidung ihrer Zwiste, mit dem Baue des Tempels sich beschäftigte, blieb er im Glanze der Tugend und Weisheit; kaum aber begann er dem Müßiggange sich zu ergeben, als er schon in einen üppigen Schwelger und Götzendiener sich verkehrte. Und an ähnlichen Beispielen ist die ganze Menschengeschichte so reich, daß sie die Worte des Weisen bekräftigen: »Vielfältige Bosheit hat der Müßiggang gelehret.« (Eccl. 33.) Wir, die wir nicht Helden, wie Samson, nicht von der Liebe Gottes entflammt, wie David, nicht mit Weisheit bereichert sind, wie Salomo, was sollen Wir erst fürchten, wenn wir dem Müßiggang uns hingeben, und wenn die Worte des Hausvaters uns treffen: was stehet ihr den ganzen Tag müßig? Wie viele gesunde, und, was noch schmählicher ist, junge Menschen, beginnen gleich die ersten Tagesstunden mit so schnöder Trägheit, und schlummern oder ruhen und dehnen sich bis in den hellen Tag hinein? »Wie die Thüre um die Angel, heißt es in den Sprüchen Salomons, so drehet der Faule sich in seinem Bettlein herum.« Es ist zwar leichtlich zu verstehn, woher dieses Hin- und Herdrehen komme, doch wird es durch ein Geschichtchen klärer, das die Alten erzählet haben. Ein lockerer und flotter Jüngling, sagen sie, mußte, wegen seiner Gewohnheit, sich des Morgens lange im Bettlein herum zu wälzen, von seinen Freunden viel Spottreden hören. Er entschul-

digte sich aber einmal, und sprach: Höret mich, meine Freunde, und spottet nicht, denn die Sache verhält sich eigentlich so. So oft ich früh erwache, sehe ich zwei Frauen zu meinem Lager kommen, die mitsammen streiten und zanken; eine von diesen heißt die Geschäftigkeit, die andre die Faulheit. Jene mahnt mich aufzustehen, an mein Tageswerk zu gehn, die Zeit wohl auszufüllen und zu nützen; die andre aber hadert mit ihr, schilt sie ein böses, hartherziges Weib, und räth mir aufs freundlichste, noch eine Zeitlang meiner Ruhe abzuwarten, die Verkältung zu meiden, und den Fantasiebildern Raum zu geben, weil es mit Arbeit und Plage noch Zeit genug habe; dagegen macht Frau Emsigkeit wieder ihre triftigen Einwendungen, welchen Frau Faulheit die Widerlegung nicht schuldig bleibt; ich aber, meinerseits, soll zwischen den Streitenden den Richter machen, und entscheiden, wer von ihnen das größere Recht habe, — da geschieht es dann, daß ich geduldig bleiben, und von der einen zur andern mich drehen muß, bis der Streit ein Ende genommen! Und so bleibt also der Faule liegen, und drehet sich wie die Thüre um die Angel; denn wie die Thüre immer in den Angeln bleibt, es mögen die Leute ein- oder ausgehen, so läßt der Träge die Leute hin und wieder gehn und arbeiten, ohne seine Ruhe zu unterbrechen. Es drehet sich aber dabei noch eine andre Thüre. Der böse Geist, sagt Bernardus, bedient sich des Müßiggangs wie einer

Thüre, durch welche er die Lockungen unreiner Bilder auch in die reinsten Seelen sendet. Wie viele bedauernswürdige junge Menschen bleiben Sclaven und Sclavinnen der häßlichsten Unlauterkeit, bloß weil sie die Morgenstunden in solcher Trägheit vergeuden!

Und dennoch wird es schwer zu entscheiden seyn, ob es übler mit denjenigen aussehe, die müßig auf ihrem Lager verweilen, oder mit jenen, die gleich müßig auf den Gassen umherstehen und umhersteigen? Schon die Heiden erkannten, wie es mit den eigentlichen Pflastertretern sich verhalte: schon Diogenes pflegte zu sagen: der Müßiggänger Geschäft sei die unlautere Lust. So geschehen auf dem Lande die meisten Sünden an Fest- oder Feiertagen, weil das Wort feiern auch ruhen und müßig seyn, und Feiertag leider einen müßigen Tag bezeichnet, an welchem man weder für die Zeit noch für die Ewigkeit geschäftig ist, statt daß diese feierlichen Tage Arbeitstage für das geistige und ewige Leben seyn sollten. In größeren Städten ist dieß freilich anders; denn da gibt es Leute genug, die in jedem Jahre 365, und in Schaltjahren 366 Feiertage zählen, und zu dergleichen Leuten gehören alle bevorrechteten Stutzer, die gänzlich der Göttinn Eitelkeit ihre Seele geweihet haben, und alle jene Frauen und Mädchen, die vom Morgen bis zum Abend beim Fenster hausen, die Vorübergehenden zu mustern, oder vollends, wie die fürwitzige Tochter des Patriarchen

Jacob unter dem Hausthor stehen; es gehören aber hieher auch die sämmtlichen Athenienser. Wer sind diese Athenienser? Von ihnen gibt der heilige Lucas in der Apostelgeschichte die Kunde: »alle Athenienser, so wie die daselbst angesiedelten Fremdlinge, hatten nichts Anderes zu thun, als etwas Neues zu erzählen oder zu hören.« Dieß sind die Knechte des geschäftigen Müßiggangs und der müßigen Geschäftigkeit, die für alle ihre Mühe nichts gewinnen als Unruhe des Geistes und Verlust der Zeit, und die, wie S. Thomas von Aquin sagt, an beständigem Prickeln in Füßen und Ohren leiden; Prickeln in den Ohren: weil sie nichts als beißenden Witz, Neuigkeiten und Gerüchte, ungeziemende Scherze, Klätscherei und Verleumdung suchen; Prickeln in den Füßen: weil sie nirgend lange stehen bleiben, niemals ruhen und doch nichts thun. Dieß gab der Spötter Diogenes, der in einer Straße von Athen kein andres Haus als ein großes Faß bewohnte, seinen Mitbürgern sehr handgreiflich zu verstehen. Als eben alles höchst geschäftig, aber unnütz, auf den Straßen sich umher trieb, nahm er sein Faß, und wälzte es hin und wieder. Was soll das? fragte man ihn endlich, was willst du damit? Er antwortete: damit ihr sehet, daß auch ich etwas zu thun habe.

Allein wie ferne bleibt der Müßiggang der Heiden, welche die göttliche Offenbarung nicht kannten, hinter dem Müßiggange der Christen zurück,

der bei weitem minder verzeihlich ist! Was sind wir dann? und was ist unser bester Titel? Wir alle sind Diener oder Knechte Gottes. Keines höhern Titels maßte Maria sich an, denn sie sprach: ich bin eine Magd des Herrn; auf keinen größern Titel machte Paulus Anspruch, denn er nennt sich in jeder Epistel einen Knecht Jesu Christi. Einem Knechte aber, einer Magd geziemt es nicht müßig zu seyn, sondern zu arbeiten. Was ist wohl von einem Knechte zu halten, der seinen Herrn im Schweiße des Angesichts arbeiten sieht, und zwar bei einem Werke, das eigentlich nur ihm, dem Knechte, oblag, und der sich dennoch mit diesem müßigen Zusehen begnüget, ohne eine Hand dazu bewegen zu wollen? Nun ist aber diese Arbeit des Herrn nicht allein dem Knechte nützlich und nothwendig, sondern auch von der Art, daß sie ohne Mitwirkung des Knechtes nicht zu Stande kommen kann; ist in solchem Falle der Knecht nicht eben so thöricht als roh, da er die Arbeit seines Herrn vereitelt? Ganz so handeln wir, wenn wir zum Geschäfte unsrer Seligkeit, das also ganz allein auf unsern Nutzen sich beziehet, nicht mitwirken wollen, und folglich Christum, der bis zum Blutschweiße für uns gearbeitet, verlassen. Und deßhalb ist der geistige Müßiggang des Christen ein Verächter des Erlösers und des Erlösungswerkes, ein Verächter der vornehmsten Aufgabe des ganzen Lebens, ein Lehrmeister der Eitelkeit, Lüge und Verkehrtheit, und folglich auch der Herold und Weg=

macher des zeitlichen und ewigen Elends; — wovon im zweiten Theile.

2.

Wer in kriegerischen Zeiten einen Einfall des Feindes oder die Schrecknisse einer Plünderung erlebt hat, für den bedarf es keiner Schilderung, wie es damals zugeht, wenn ein räuberischer feindlicher Krieger in Haus, Hof und Vorrathskammern einbricht, die Kisten aufreißt, Kleidungsstücke, Wäsche und kostbare Geräthe fortschleppt, aus den Speichern das Getreide, von der Bleiche die Leinwand, aus den Ställen das Vieh mit fort nimmt, alle Winkel durchsucht, alles Verborgene findet, die ganze Habe verstreut und verschleudert, und nichts in dem Hause zurückläßt als Elend und Oede. Genau so schildert die heilige Schrift die Folgen des Müßigganges. »Noch ein wenig wirst du schlummern, eine geringe Zeit noch deine Hände zusammenlegen, um zu schlafen, und siehe die Noth wird dir daherkommen, wie ein fremder Mann, die Dürftigkeit wie ein bewaffneter Krieger.« (Sprichw. 6.) Aber nicht in weiter Ferne zeigt sich diese Schreckensaussicht, sie schreitet täglich näher, der Träge und Nachlässige hat täglichen Verlust zu befahren. »Sein Weg, heißt es ebenfalls im Buche der Sprüche, führt zwischen Dornenhecken hin.« Denn gleichwie die Schafe, die zwischen Dorngesträuchen sich durchwinden, überall hängen bleiben, ganze Flocken von Wolle verlieren, und endlich gerupft und ver-

wundet in die Horde zurück kommen, so bleibt der Träge und Müßige, was immer für ein Geschäft ihm obliege, an jedem Hindernisse haften, verliert, was er gewonnen hat, verliert auch Zeit und Gelegenheit, da er Brot, oder Wissenschaft, oder ewiges Verdienst erwerben sollte, und je später es wird, desto tiefer geräth er in's Elend hinein, in ein Elend, dem zuletzt nicht mehr abzuhelfen ist.

In der Umgegend eines Klosters in Deutschland, genannt Rebdorf, lebte (im 17. Jahrhunderte) ein Landmann, der zwar Haus und Hof besaß, aber seine Geschäfte nicht vorwärts brachte, und allmählich immer tiefer verarmte. In dieser seiner Noth sprach er einen Mann, der in der ganzen Gegend für eine Art von hochweisem Magier und Tausendkünstler galt, um Rath und Hülfe an. Der weise Mann gab ihm eine wohlverschlossene und versiegelte Büchse, mit der ernstlichen Vorschrift, diese Büchse Tag für Tag überall hin zu tragen, so weit seine Haus- und Feldwirthschaft reichte, in Küche, Garten, Scheuern, Weingärten, auf Aecker und Wiesen, in die Ställe, Milchkammern und Keller, zu den Leinwandbleichen und Bienenstöcken, in alle Winkel und Gehöfte. Auf solche Weise könnte es allerdings geschehen, daß ihm mittelst der Büchse geholfen werde, doch habe er sich höchlich zu hüten, vor Abschluß von Jahr und Tag die Büchse nicht zu öffnen. Der Landmann gehorchte in seiner Einfalt pünctlich, und was geschah? An dem einen

Orte sah er die Nachlässigkeit seiner Arbeiter und Knechte, am andern Versäumniß und Schmutz, am dritten Verschwendung, am vierten Orte Veruntreuung, überall strafte er die entdeckten Unordnungen, und stellte sie ab, und als unter solchen Bemühungen ein Jahr vergangen, sah er sich in allen Zweigen seines Nahrungsstandes wohlhabender als je zuvor, ohne noch recht einzusehen, wie dieß gekommen sei. Neugierig eröffnete er nun die geheimnißvolle Büchse, um das große Hülfsmittel zu entdecken, das darin verborgen seyn möchte; fand aber sonst nichts darin, als einen kleinen Zettel, auf welchem geschrieben stand: »Willst du, daß es dir wohlgeräth, so sieh' auf das Deine früh und spät.« — Bei diesem einfältigen Manne kam also Rath und That noch zur rechten Zeit. Wenn aber alles, was Vermögen war, bereits in Schuld verwandelt, und die Zeit gänzlich versplittert ist, was soll dann der beste Rath noch helfen? Wo wird der Verschuldete Mittel finden, nunmehr das Doppelte herein zu bringen, zur Deckung der alten Schuld und des neuen Bedarfs? Wo wird der gänzlich Herabgekommene Muth, Geschicklichkeit, Kräfte und Segen empfangen, um sich wieder zu einem mäßigen Wohlstande empor zu arbeiten? Und doch sind solche Folgen des Müßiggangs im gemeinsten Sinne nur geringfügige Dinge gegen die ohne Vergleich härteren Folgen des innern und geistigen Müßigganges, da der Christ es versäumet, seine Ge=

danken, Reden und Handlungen zu bewachen, Böses zu meiden, Gutes nach dem Maß seiner Kräfte und Pflichten zu thun, und für sein zukünftiges Leben zu arbeiten. Wenn schon der äußerliche Müßiggang so gefahrvoll ist, also daß S. Hieronymus uns zuruft: verrichte allezeit irgend eine Arbeit, damit der Satan dich nie anders als beschäftigt antreffe, wie böse in seinen Folgen erst jener innerliche Müßiggang, der die Seele verwahrlosen läßt, daß die göttlichen Verheißungen an ihr vereitelt werden! —

Mit welchen Worten segnen wir das Andenken der Verstorbenen? Mit dem frommen Wunsche: sie mögen ruhen in Frieden! »Selig, die da sterben im Herrn, von nun an sagt der Geist, ruhen sie von ihren Arbeiten!« (Offenb. 4.) Ist also jenen die Ruhe verheißen, welche nicht arbeiten? Nicht den Trägen und den Schlummernden, sagt der heil. Prosper, kommt das Reich Gottes zu, nicht denjenigen, die ein müßiges Halbleben führen, wird die Seligkeit zu Theile, sondern nur jenen ist der Lohn verheißen, die im Weinberge gearbeitet haben. Rufe die Arbeiter, so gebeut der Hausvater, und spende ihnen den Lohn. Ein solcher Arbeiter war der heilige Hilarion, den man in der Todesstunde sagen hörte: gehe hinaus, mein Geist, was fürchtest du? Siebenzig Jahre hast du Gott gedient, und du fürchtest den Tod? So konnte ein Arbeiter reden, der von Jugend auf im Weinberge seines Herrn

emsig sich bemühet hatte. Soll aber derjenige etwa verzagen, der nicht, wie Hilarion, seit den frühesten Stunden, sondern später erst an die Arbeit gegangen ist? Rufe die Arbeiter, gebeut der Herr, und gib ihnen den Lohn, einem Jeglichen den ganzen. Sind wir bisher unter den Müßigen am Markte gestanden, wohlan denn, lasset uns mit um so regerm Eifer in den Weinberg gehen. Wer ist dieser Weinberg? Die heilige Kirche. Seine Umzäunung oder Mauer ist das göttliche Gesetz und die apostolischen Gebote. Seine Wachhütte oder Thurm ist die oberhirtliche Macht des sichtbaren Oberhauptes. Die Kelter, nach den Worten der Schrift, ist das Kreuz Christi und das Joch der Geduld. In diesen Weinberg rufet uns der himmlische Vater: »gehet auch ihr in meinen Weingarten.« Es rufet uns der göttliche Sohn: »wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.« Es rufet uns der heilige Geist: »denn der Geist und die Braut (die Kirche) rufen: komme!« (Offenb. 22.) Aber Viele sind berufen, wenige sind auserwähtt. Sind nicht wir alle berufen? Gewiß. Wer sind dann die Auserwählten? Die dem Rufe gehorchen, die da kommen und arbeiten und ausdauern bis zum Ende, zum seligen Lohne. Amen.

XVIII.

Am Sonntage Sexagesimä.

„Der Säemann ging aus, seinen Samen zu säen. Der Same aber ist das Wort Gottes." (Luc. 8, 5. 11.)

Eingang.

Jedes sonntägliche Evangelium, und jede Auslegung und Erklärung, die im Geiste der Kirche darüber sich verbreitet, wird mit vollem Rechte das Wort Gottes genannt. Das heutige Evangelium aber ist nicht allein das Wort Gottes, sondern handelt auch vom Worte Gottes; der göttliche Lehrmeister unterweiset uns hier über die Eigenschaften seiner Lehre, über ihre Kraft und Wirkung, indem er sich selbst einem Säemanne, und sein Wort dem Samen vergleicht, der eine mächtige Keimkraft in sich verborgen trägt, aber, je nach der Beschaffenheit des Bodens, in den er fällt, ein sehr verschiedenes Gedeihen hat, bald reiche Frucht bringt, bald wieder verkümmert. So stellet uns demnach dieß Gleichniß, in seinen Haupttheilen aufgefaßt, zuerst den Säemann vor Augen, dann die Früchte des Samens im schlechten und jenen im guten Boden; oder, deutlicher gesprochen, den Prediger, der das

Wort verkündet, die Früchte des Worts in den Herzen der schlechten Zuhörer, die Früchte des Wortes in den Herzen der guten Zuhörer.

1.

Der Säemann ging aus, seinen Samen zu säen, als das ewige Wort vom Vater ausging, und in gottmenschlicher Persönlichkeit in diese Welt kam, um die Worte des Lebens zu lehren. Wiederum verließ er die Welt, zurückkehrend zu seinem Vater, und sendete deßhalb seine Boten und Diener aus, die Samenkörner der göttlichen Lehre überall auszustreuen. So ist dann ein Säemann jeder Diener des Herrn, der von der Kirche zum Predigtamte berufen ist. Und von welchem Säemann, von welchem dieser Prediger sollte heute füglicher die Rede seyn, als von dem größten Prediger der christlichen Welt, dessen Andenken am heutigen Sonntage, durch Kirchengebet und Epistel, ganz vorzüglich gefeiert wird? Obgleich von seinen Predigten die ganze Apostelgeschichte voll ist, so wollen wir ihn doch auf jener Wandrung nur begleiten, die er in die glänzende und hochmüthige Stadt Athen unternahm, den Hauptsitz aller Weisheit und Kunst des Heidenthumes. Versetzen wir uns im Geiste in diese herrliche Stadt, deren Straßen mit prunkenden Säulengängen, mit vergoldeten Tempeln und mit den schönsten Statuen geschmücket sind, deren Einwohner in müßig üppiger Pracht umherwandeln, oder da und dort, in einer Säulenhalle, ei-

nem geschwätzigen Schönredner zuhorchen, und siehe, zwischen den schimmernden Palästen und den prächtigen Leuten schreitet sonder Scheu und Bangen ein kleiner und dürftiger Mann daher, der, so armselig der Mantel auch sei, der ihn umhüllet, doch etwas Größeres zu seyn scheint, als alle die Glänzenden, die auf den Straßen sich umher treiben. Wie heißt der Mann? Paulus ist sein Name. Gerade zu den Schönrednern hin begibt er sich, sie mögen nun Stoiker, Epicuräer, oder Platoniker heißen, und redet zu ihnen, und predigt ihnen, sie aber höhnen und rufen: »was will dieser Wortaussäer hier?« und nennen ihn folglich einen Säemann; andre meinen: es scheinet, als wolle er neue Götter uns ankünden. Sie ergriffen ihn aber, und stellten ihn vor den Areopag. Und was redete Paulus vor dieser Sitzung der Aeltesten und Richter? Nachdem er ihnen höchst unumwunden und offenherzig ihren Aberglauben und ihre Unwissenheit vorgerücket, zeiget er ihnen den einzigen wahren Gott, als den Schöpfer des Weltalls, und die Leichtigkeit, ihn, den Unbekannten und doch Nahen, zu finden, seitdem, durch Jesum und seine Auferstehung, die Zeit der Unwissenheit vorübergegangen, jene der Buße aber gekommen sei. Welche Sprache also führte dieser große Diener des göttlichen Säemanns? Er redete furchtlos, er rügte die Thorheit der Eingebildeten, er lehrte die Wahrheiten der Offenbarung; unbekümmert, ob manche seiner

Zuhörer ihn höhnten, oder der ungekünstelten Rede keinen Beifall gaben, oder gegen die Mahnungen und Warnungen sich entrüsteten. Furchtlos, diesem großen Vorbilde nachahmend, soll der Prediger jene Wahrheiten verkünden, welche die Kirche ihm anvertrauet hat, sonst trifft ihn die Warnung des Herrn, welche beim Propheten Ezechiel zu lesen ist: »Wehe denjenigen, die weiche Polster unter jeden Ellbogen heften, und Kopfkissen legen unter jedes Haupt, und die Seelen umbringen, die nicht todt sind, und die Seelen lebendig machen, die nicht lebendig sind, und meinem Volke vorlügen, welches gerne den Lügen glaubt!« (Ezech. 13.) Was bedeuten diese seltsam lautenden Worte? Auf weiche Polster Haupt und Ellbogen stützen, heißt soviel als den Menschen ein bequemes und ruhiges Gewissen erkünsteln, damit sie an nichts sich stoßen, und sänftiglich fortschlummern ohne Unruhe oder Pein; lebendige Seelen todt machen heißt durch seichte, süße, oberflächliche, täuschende Redereien den heiligen Glauben verdünnen, verwässern und verwüsten, daß er seine scharfen Züge verliert, und unkenntlich wird; — todte Seelen lebendig machen heißt solche Menschen, die in schweren Sünden und böser Gewohnheit dahin schmachten, und kaum eine Spur vom wahren geistigen Leben mehr in sich tragen, durch irgend eine anmuthige, zierliche, wohlklingende Rede voll süßer Rührung und voll der Tiraden über göttliche Liebe und menschliches Hoch=

gefühl, in eine empfindsame Stimmung versetzen, so daß solche Verwahrloste, es seyen nun Abtrünnige, Unlautere, oder Ungerechte, Wucherer und Verleumder, sich für edle und lebendige Leute halten, da sie doch todt sind in ihren Sünden. Was endlich mit diesen Worten gemeint sei: »weh denen, die meinem Volke vorlügen, das gerne Lügen glaubt« — ist leichtlich zu verstehen. Glaubt nicht jeder sehr gerne, was er wünscht? Liegt hierin nicht die Ursache, daß man so gern von der sogenannten unbegränzten Güte Gottes reden hört, die durch keinen Frevel erschöpft werden könne, und so ungern von der göttlichen Gerechtigkeit, und von Strafen, die endlos fortdauern? Wahrlich nichts süßeres, als mit süßen Worten etwas sich vorlügen lassen, was Trost, Beruhigung, Erhebung, schmeichelhaftes Wohlbehagen und süßes Selbstgefühl gewährt; allein das echte göttliche Wort, wie es in der lehrenden Kirche lebt, hat mit solchen Täuschungen nichts gemein, und wie soll der Prediger es behandeln, damit er es mit Erfolg in die Herzen seiner Zuhörer pflanze? Wie er immer es beginne, um zu lehren, zu unterweisen, zu warnen, zu rühren, oder die Wahrheit anschaulich zu machen, so wird seine Weise von Einigen langweilig, von Anderen zu flach, wieder von Anderen zu hoch, zu unhöflich, zu heftig gefunden werden. Inzwischen frägt es sich nicht um den Prediger allein, sondern um die Zuhörer auch; sind jene die besse-

ren, die bloß urtheilen und kritteln? Wir haben den Säemann betrachtet, es handelt sich nun um das Erdreich, in welchem der Same gedeihen soll.

2.

Drei mißliche Umstände zeiget uns das evangelische Gleichniß, welche das Keimen oder Gedeihen des Samens verhindern: die Härte des Bodens, die Dürre des Erdreichs, das Gestrippe der Dornen, und diese drei Mißverhältnisse bezeichnen drei Arten von Zuhörern, welchen das Wort nicht nützet. Das erste Hinderniß alles Keimens und Wachsens ist die Härte des Bodens; und jeder von uns weiß, mit welcher Sorgfalt der Landmann seinen Acker umwenden, pflügen, auflockern und eggen müsse, damit er fruchtbar werde. Fragen wir die Naturkundigen, was davon die Ursache sei, so werden sie uns antworten: das Erdreich müsse umgewendet und aufgelockert, und die harte Scholle zerrieben werden, weil sonst die atmosphärische Luft mit ihren belebenden Stoffen nicht darauf einwirken, auch der Keim selbst sich nicht ausbreiten, und in Wurzel und Halm entsprossen könnte. Auf ähnliche Weise muß auch des Menschen Herz vorbereitet werden, soll das göttliche Wort darin keimen. Es muß umgepflügt, umgewendet werden, was obenan war, muß in die Tiefe, was in der Tiefe lag, muß in die Höhe kommen, um der geistigen Himmelsluft oder der Gnade sich zuzuwenden, und dieß eben ist die große Veränderung, welche man die Bekehrung

nennt; es muß aber weich, d. h. empfänglich seyn, damit der Keim des Wortes Raum finde sich auszubreiten. An Wegen und Stegen, am äußersten Rande der Saatfelder sehen wir wenig oder gar keine Früchte reifen, weil an solchen Orten die Erde niedergetreten und erhärtet ist. Welche Frucht wird das Wort des Herrn im Herzen eines hartnäckigen Frevlers hervorbringen, der seit Jahren her in verbotenem Umgange, in Haß und Zwietracht, in Ungerechtigkeit und Trug verharret? Die Dämonen kommen sogleich, und nehmen das Wort hinweg oder zertreten es, denn dieß ist das Wort, welches an den Weg gefallen; Herzen ohne Wache und Obhut sind wie die freie Landstraße, allen Verwüstungen zugänglich. Drum warnet der Apostel so angelegentlich: »sehet wohl zu, meine Brüder, daß nicht etwa in einem aus euch ein böses ungläubiges Herz sei, im Begriffe, vom lebendigen Gotte zu weichen, sondern ermahnet euch selbst tagtäglich, solange es noch heute heißt, damit Niemand unter euch von der betrüglichen Falschheit der Sünde verhärtet werde!« (Hebr. 13.) »Heute, wenn ihr die Stimme des Herrn vernehmet, verhärtet eure Herzen nicht!«

Wie aber ein hartes niedergetretenes Erdreich dem trockenen und dürren ähnlich ist, und das eine so unfruchtbar als das andre, so auch dem in Sündengewohnheit verhärteten Herzen jenes, in welchem kein Thau der Andacht, der Rührung sich fin-

det; hier vertrocknet gar bald die keimende Pflanze in der Hitze des Tages, im Hauche jeder Versuchung und Prüfung, weil es an Ausdauer und Kraft zur Reife gebricht. Sie sind, heißt es im 128. Psalme, dem Grase auf den Dächern gleich, das, ehe es abgerissen wird, schon hindorrt, von welchem die Hand des Schnitters nicht voll wird. Wie Schwingelgräser und Trespen auf Felsabhängen und Dächern nach einem Regengusse fröhlich grünen, aber schnell dahin dorren, so zeigen sich auch der guten Vorsätze und Gesinnungen viel in Herzen, die eine vorübergehende Rührung zu beleben schien, welken aber schnell wieder dahin und verschwinden, weil es entweder am Gebete und heilsamen Uebungen fehlt, oder weil die Gluth der sinnlichen Begierlichkeit die guten Keime wieder tödtet. Denn, wie der heil. Thomas von Villanova sich ausdrückt: je mehr der Mensch fleischlich oder sinnlich wird, desto mehr hört er auf, geistig zu seyn. Die unlautere Begierlichkeit zumal ist es, welche in der Schrift ein Feuer genannt wird, das bis zum Verderben um sich greift, und alle Keime zerstört (Job. 31); daher geschieht es auch, daß in Menschen, die einem solchen Feuer sich hingeben, die eifrigsten Vorsätze ohne Kraft und Dauer sich zeigen.

Kommen aber dennoch, auf hartem und versteinertem, wie auf ausgetrocknetem Boden Disteln und Dornen fort und mannigfaltiges Unkraut, so wachsen diese stachligen Gestaude doch viel üppiger

noch auf einem wohlaufgelockerten und fruchtbaren Erdreich, und dieß sind die Wuchergewächse und Dornen, welche den guten Samen ersticken. Wie viele Menschen gibt es nicht, die mit guten Geistesanlagen versehen sind, und voll der Hochschätzung für das Heilige und Wahre; sie nehmen das göttliche Wort mit Freuden an; sie ergetzen sich an der Schönheit und Erhabenheit der himmlischen Lehre, und könnten deßhalb auch reichliche Früchte bringen, allein kaum haben sie diesen Dingen einige Viertelstunden gewidmet, als sie schon wieder von Geschäften, Ergetzlichkeiten und eitlen Bestrebungen hingerissen werden, so daß die Dornen der unnützen oder übertriebenen Sorge, der Ruhmsucht und der Wollüste das kaum begonnene Gute wieder unterdrücken. Und so geschieht es einem Jeglichen, der nicht mit Ernst daran geht, sein Herz fürs Erste wie ein Brachfeld zu behandeln, zu pflügen und zu jäten, um nicht zwischen die Dornen zu säen. (Jerem. 4.) Nicht Wenige, von frommem Eifer ergriffen, begeben sich eilfertig zur Lesung der schwungreichsten geistlichen Schriften, suchen Erhebung und Entzückung, und den Trost des innern Lebens, ohne von derben Lastern und von der Sehnsucht nach falschem Troste sich losgesagt zu haben. Und deßhalb sind auch die besten Menschen, wie man zu sagen pflegt, nämlich die gutmüthigsten, wärmsten, gefühlvollsten, noch eben nicht das beste Erdreich für das göttliche Wort, noch eben nicht

die besten Zuhörer, solange sie auf die Ausrottung jener Dornen nicht Bedacht genommen. Wer sind denn endlich die guten Zuhörer? Davon noch einige Worte im dritten Puncte.

3.

Auch die guten Zuhörer werden im Evangelium durch drei Eigenschaften bezeichnet, als solche nämlich, die »mit gutem, ja mit bestem Herzen hören, das Wort behalten, und Frucht bringen in der Geduld.« Wer höret die heilige Wahrheit mit gutem Herzen? wer gern und fröhlich sie anhört, ohne Ekel und Ueberdruß. Wer mit dem besten Herzen? Der sie anhört mit der aufrichtigen Gesinnung, im christlichen Leben zuzunehmen. Mit gutem und bestem Herzen hören heißt also mit Munterkeit zuhören und mit Nutzen. Manche hören mit Ueberdruß, und die Minuten werden ihnen zu lange, wie sollen sie, bei solcher Stimmung, Nutzen finden? Wieder Andre hören zwar gerne, jedoch mit Fürwitz; sie suchen, wie schon der Apostel klagt, Lehrmeister, welche dem Ohre schmeicheln. Ganz anders beschaffen war jener greise Einsiedler Machetes, der, wie Cassianus erzählt, sich die Gnade erworben hatte, bei geistlichen Unterredungen niemals schläfrig zu werden, da er hingegen bei müßigen und scherzhaften Gesprächen unverzüglich in Schlaf versank. Dieser Machetes redete einst zu seinen Mitbrüdern von Dingen des Heils, da er sie aber alsbald von schwerem Schlummer befangen sah, fing er an, ihnen

eine Fabel zu erzählen, und gleich wurden alle munter, und hörten emsig zu. Da sprach Machetes: sehet wohl zu, meine Brüder, wer an dieser Schläfrigkeit Ursache sei! Er meinte aber die Vögel im heutigen Evangelium, welche den Samen hinweg tragen. Und was sollen wir von unsrem guten Willen halten, wenn wir in Vorträgen über die göttliche Lehre mehr den Glanz und Ausschmuck der Rede, als die Wahrheit selbst lieben, mehr die Ergetzung, als die Frucht? Die ernste Gesinnung also ist es, welche den guten Boden bildet, und ist diese vorhanden, so kommt es auf die zweite Bedingung an: daß wir das Wort bewahren, damit es Wurzel fasse. Siehest du nicht, frägt der heilige Gregorius, wie das Weitzenkorn den ganzen Winter hindurch in der Erde verborgen bleibt, um sich reichlich zu bestocken? Ach, wie oft und vielfach haben wir das göttliche Wort vernommen, wie weise sollten wir schon seyn, wie licht und kräftig im Geiste! Dieß hat der Apostel schon an den Christen seiner Zeit gerüget. »Da ihr bereits Lehrmeister seyn solltet, der Zeit nach, bedürfet ihr wieder des Unterrichts in den Anfangsgründen des göttlichen Wortes!« (Heb. 5.) Soll uns dieser Tadel nicht treffen, so müssen wir das Wort bewahren und pflegen, damit wir, auch die dritte Bedingung erfüllend, Frucht bringen in Geduld.« Denn nicht die Hörer, sondern die Vollbringer des Gesetzes werden gerechtfertigt.« (Röm. 2.) Das evangelische Ge-

setz ist ganz dazu bestimmt, im Leben und im Werke geübt und verwirklicht zu werden; doch sprosset niemals die Frucht unmittelbar aus dem Samen hervor, sondern muß allmählich aus Wurzel, Stamm und Blüthe sich entwickeln und reifen, unter Sonne und Thau, unter Regen und Ungewittern, darum ist zum Gedeihen der Frucht Geduld vonnöthen, und nicht nach vier und zwanzig Stunden, sondern nach Monaten und Jahren werden wir erkennen, welchen Fortgang wir gemacht haben. Selig, wer ausdauert in Mühe und Geduld, und Frucht bringt, und nicht zurückkehrt zu der schalen Weisheit des Geistes dieser Welt! Wer das göttliche Wort behält, und in seiner Befolgung verharret, der wird vertrauensvoll rufen mit dem 118. Psalme: »Mein Antheil, o Herr, ist dieser, daß ich dein Gesetz bewahre. Ich habe dein Angesicht gesucht von ganzem Herzen, erbarme dich meiner, deiner Verheißung gemäß. Siehe, o Herr, ich habe deine Gebote geliebet; in deiner Barmherzigkeit belebe mich. Der Grund aller deiner Worte ist Wahrheit, deine gerechten Urtheile bestehen ewiglich.« Amen.

XIX.

Am Sonntage Sexagesimä.

„Wer Ohren hat zu hören, der höre." (Luc. 8, 9.)

Eingang.

Vielfältig bereits und mit klaren Worten hatte der Herr, über die wahre Tugend, über die Nothwendigkeit der Buße, die Menschen zu belehren gesucht, und sie hatten Gelegenheit genug, von seinem heiligen Wandel und seinen Wunderwerken sich zu überzeugen, dennoch wollten sie ihn nicht hören, d. h. sie wollten ihn nicht verstehen, nicht ihm glauben und gehorchen. Er hatte zu Capharnaum gelehrt, wo reiche Kaufleute, Schriftgelehrte und Pharisäer wohnten, allein die Reichen waren ihren Schätzen und ihrem Pompe ergeben, die Schriftgelehrten verhöhnten sein Wort, in ihrer falschen Weisheit sich brüstend, daher redete der Herr von jetzt an in Gleichnissen zu ihnen, denn sie waren der klaren Wahrheit nicht fähig. Und standen unter dem Volke auch viele, die ehrerbietig und eifrig die Wahrheit suchten, so waren auch ihnen die Gleichnisse nützlich, um sie zu eigenem Nachsinnen zu bestimmen. Daher wird auch im Evangelium des heiligen

Markus gesagt: er sprach zu ihnen in vielen Gleichnissen, sowie sie es hören konnten, d. i. nach Maßgabe ihrer Fassungskraft, und eben darum beschloß er seine Rede mit dem Rufe: wer Ohren hat zu hören, der höre. Aber schon beim Propheten Jeremias lesen wir einen ähnlichen Zuruf: »Erde, Erde, Erde, höre das Wort des Herrn!« Was bezeichnete er mit dem Ausdruck: Erde? Er meinte die irdisch gesinnten Menschen damit, die, wie Johannes Baptista lehrte, von der Erde sind und von der Erde reden. Warum wiederholte er diesen Zuruf dreimal? Darüber gibt das heutige Evangelium Aufschluß, indem es von einer dreifachen Erde redet, in welcher der Samen des göttlichen Wortes kein Gedeihen findet: zertretene Erde, felsigte Erde, dornenbewachsene Erde. Diesen dreifachen Boden näher zu erkennen, sei unsre heutige Aufgabe.

Sorgfältig wählet der Landmann das Saatkorn, womit er sein Feld bestellen will, weil von der Güte, Keimkraft und Reinheit des Samens der Flor seiner Saaten abhängt; doch weiß er, daß der Same allein nicht alles wirket, sondern, um zu keimen und sich zu bestocken, einer Erde bedarf, die weder hart, noch steinig und dornig, sondern wohl aufgelockert, fruchtbar und gereinigt seyn muß. Eben so fordert das göttliche Wort, bei aller seiner himmlischen Kraft, ein solches Herz, das weich, milde, gelehrig, von keinen bösen Leidenschaften verwüstet,

zum Guten geneigt ist, gleichwie der Apostel mahnet: »nehmet das eingepflanzte Wort in Sanftmuth auf« (Jac. 1.) d. h. mit aller Bereitwilligkeit und Gelehrigkeit. Fällt nun der Samen auf die Wege oder Fahrstraßen, so nimmt der hart getretene Boden die Saatkörner nicht auf, sie bleiben auf der Oberfläche liegen, und werden von den gefiederten Bewohnern der Luft hinweg genommen und aufgezehrt. Eben so geht es, nach dem evangelischen Gleichnißbilde, in jenen menschlichen Gemüthern, die gänzlich der Welt ergeben, und durch diese weltliche Gesinnung für das Göttliche verhärtet sind; in Gemüthern, die ganz in das Getümmel der Welt und der Außendinge verwickelt, selber eine Landstraße vorstellen; — hier bleiben die Lehren der ewigen Wahrheit ganz oberflächlich liegen, und damit ja nicht etwas davon zu keimen beginne, beeilen sich die Vögel der Luft, sie hinweg zu holen. Wer sind diese Vögel der Luft? Der Herr erkläret es selbst, wer darf also daran zweifeln? oder wer darf, als Christ, diese Erklärung bekritteln? Es sind die dämonischen Geister, die bis zum jüngsten Gerichte die Erde umkreisen, und in und über den Luftschichten ihre unruhige Heimath haben, wie der heilige Paulus ausführlich es lehret. Ist über das Daseyn dieser Unheimlichen und Feindlichen kein Zweifel, so bleibt eine zweite Frage übrig: Warum sie wohl so sehr sich beeilen, das gehörte Wort, ehe es Eindruck macht, aus den Herzen der Menschen zu rauben? Denn

da sie selbst, als Knechte des Trotzes und der Lüge, keine Freunde davon sind, wie rauben sie so begierig, was sie selber verabscheuen und hassen? Auch dieß erklärt der Herr, denn, sagt er, »alsdann kommt der Böse, und nimmt das Wort von ihren Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden.« So erzählet der heil. Gregorius von Tours von einem Krämer, der im Flusse Saonne in einem Schifflein saß, und seinen Geldgürtel abgenommen, und im Vordertheile des Schiffes niedergelegt hatte; der Gürtel aber war von fleischrothem Leder. Ehe er sich's versah, schoß aus hoher Luft ein Geier herab, ergriff den Gürtel, dessen Farbe ihn täuschen mochte, und trug ihn mit in die Höhe, da er aber die Speise nicht fand, die er gesucht, warf er ihn wieder in den Strom hinunter. Dieser Raub gereichte also dem Krämer zum größten Schaden, ohne doch dem Raubvogel etwas zu nützen. Eben so, wenn wir das göttliche Wort vernachlässigen, oder, wie man zu sagen pflegt, bei Seite setzen und gleichsam neben uns liegen lassen, nimmt der Dämon es hinweg, ihm zwar nützet diese Beute nicht, allein es ist ihm genug, uns durch die Beraubung eines so köstlichen Gutes geschadet zu haben.

Es ließe sich noch ein anderes Exempel erzählen, das nicht minder treffend unserm evangelischen Gleichnisse sich anschließt. Als nämlich in einer volkreichen Stadt (deren Name hier nichts zur Sache thut) ein Prediger auf der Kanzel stand und das

Wort Gottes lehrte, bemerkte er gegen die Kirchenpforten hin eine immer wachsende Unruhe; in kleiner Anzahl erst, dann in immer größeren Schaaren strömten die Leute hinaus, die Hälfte der Kirche ward leer. Gab es Feuer, oder sonst ein Unglück? Keineswegs, denn außen und innen blieb dennoch alles ruhig. War etwa der Prediger daran schuld, hatte er ein hartes Wort geredet, das seinen Zuhörern mißfiel? Auch dieß nicht. Was gab es dann? Eben nichts besonderes. Ein grüner Papagei aus einem benachbarten Hause war aus seinem Käfig entkommen, und hatte auf das Kirchendach sich gesetzt, als wollte er überlegen, wohin er nun fürder wandern sollte, zu diesem blickten die Leute hinauf, die nichts mehr zu hören begehrten, weil es etwas zu schauen gab. Was lehret diese kleine Begebenheit? Sie zeigt ganz eigentlich, wie ein Vogel der Luft herbei kam, das kaum vernommene Wort aus den Herzen hinweg zu nehmen. Ist es nicht verwunderlich genug, daß bei der Mehrzahl der Christen jede Neuigkeit, jedes Schauspiel oder Schaustück, jedes Zwischenereigniß hinreicht, das Herz zu zerstreuen, und die ohnehin geringe Theilnahme an den ewigen Wahrheiten gänzlich aufzuheben? Soll man da noch zweifeln daran, daß von solchen Herzen das gehörte Wort nur höchst oberflächlich angenommen wird? und soll es uns befremden, daß die dämonischen Raubvögel es mit so leichter Mühe hinwegnehmen?

Inzwischen, um die Wahrheit zu gestehen, wird ihnen von vielen Christen auch diese Mühe erspart, und zwar von solchen, die, soviel an ihnen ist, das Wort Gottes gar nicht anhören, und sich wohl hüten, damit es bei ihnen nicht einmal an den Weg falle. Denn, recht genau genommen, welchen Werth legen die Vielgeschäftigen auf eine Predigt? Der alte Strabo fand es der Mühe werth, zu erzählen, wie er einst einen Citherspieler auf dem Markte stehen sah, den viele Leute umringten, und emsig seinem Spiele horchten, bis eine Stimme laut ward, welche das Zeichen gab, daß Fische zu verkaufen seyen, denn nun ging alles eilig davon, um von dieser Waare zu kaufen, einen Einzigen ausgenommen, der ein schweres Gehör hatte, und das Zeichen nicht vernahm. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Denn eben so geht es in der Christenheit auch. Die Glocken rufen zur Predigt, das Cither- und Harfenspiel des göttlichen Wortes soll angestimmt werden, allein an eben diesem Sonntage, zu eben dieser Stunde gibt auch der große Krämer sein Zeichen, der die Unterhaltungen und Süßigkeiten dieser Welt zum Kaufe anbietet; es ist die Stunde des Frühstücks, es ist ein Zeitungsblatt, ein Roman zu lesen, ein Morgenspaziergang zu machen, es ist Zeit, sich festlich und zierlich anzukleiden, und was dergleichen mehr ist, und bei so vielen anderweitigen Beschäftigungen würde der Citherspieler einsam bleiben, wenn nicht noch eine nahmhafte Zahl von

Christen übrig wäre, die dem Evangelium die Ehre geben. Doch selbst unter diesen gibt es immer welche, deren geistiges Ohr an Stumpfheit leidet, sei es daß Zerstreuung und Schläfrigkeit, oder jener sonderbare Gemüthszustand daran Schuld ist, wo man hört, ohne zu hören, weßhalb auch der Herr ermahnet: wer Ohren hat zu hören, der höre. Denn nicht alle Christen ahmen der heiligen Jungfrau nach, von welcher geschrieben ist: »Maria verwahrte und überlegte alle diese Worte in ihrem Herzen.« Das Herz ist das wahre Erdreich für das keimende Wort, denn das göttliche Wort soll ganz vorzüglich auf den menschlichen Willen wirken; Viele aber bewahren es höchstens nur in ihrem Gedächtnisse, zufrieden damit, daß sie es wissen. Diese setzen das gehörte Wort gleichsam auf den Kopf, so daß es ihnen wie jenem Mundbäck des ägyptischen Königs gehet, der mit Joseph zugleich im Kerker war: es träumte ihm nämlich, daß er einen Brotkorb auf dem Haupte trug, zu welchem die Vögel der Luft herzu flogen und die Brote verzehrten. Was diesen betrübten Mann träumte, und was als ein böses Vorzeichen ihm ausgelegt wurde, geschieht jenen Christen in der Wirklichkeit, die das Wort, das sie gehört, nicht soviel im Herzen als lediglich im Kopfe tragen; die Vögel der Luft nehmen es hinweg, es fruchtet ihnen nicht, es bringt ihnen keine Früchte des Lebens, weil sie es nicht lebendig erfaßt haben. Aehnlich lesen wir im vierten Buche Mosis, Gott habe

dem Balaam die Worte, die er vor dem Könige Balac reden sollte, in den Mund gelegt. Warum bloß in den Mund, warum nicht ins Herz? Weil in seinem Herzen, wie Origenes es erklärt, die Begierde des Lohnes war, die Sucht nach dem Golde, so hatte das Wort des Herrn bloß in seinem Munde, nicht aber in seinem Herzen Raum. Es gefiel ihm zwar allerdings, als er neben Balac auf der Höhe stand, das Heerlager, das unter Moses und Josua's Befehlen unten sich ausdehnte; begeistert rief er aus: wie schön, o Jacob, sind deine Gezelte! er weissagte auch vom Sterne, der dereinst aufgehen werde aus diesem Volke, er erkannte die künftigen Wege der Vorsehung im großen Erlösungswerke, und er setzte voll Sehnsucht hinzu: möchte ich den Tod dieser Gerechten sterben! möchte mein Ende ihrem Ende gleich seyn! — aber bei allem dem faßte er doch den Entschluß nicht, sein bösartiges und verkehrtes Herz zu bessern. Und in der That, um auf unsern Gegenstand zurück zu kommen, was hilft es dem Ehebrecher, dem Ränkeschmied, dem gehässigen Feinde seines Nächsten, dem Verleumder und Ungerechten, wenn er, von einer eben gehörten Predigt nach Hause gehend, tief gerührt und ergriffen sich fühlet, den aufgestellten Mustern ähnlich zu werden wünscht, alles Vorgetragene billigt, auch wohl das Lob hinzu fügt: der Mann hat schön gepredigt, übrigens aber in allen Dingen derselbe bleibt, der er zuvor gewesen ist? Er hat seinen Fuß kaum über

die Kirchenschwelle gesetzt, als schon der alte Dämon draußen wieder zu ihm kommt, das Wort hinwegnimmt, und den Bund neu bekräftigt, wie etwa Freunde zu thun pflegen, da sie einander die Hand schütteln und sagen: wir bleiben die Alten! Ja es bedarf dieses Unsichtbaren kaum, denn anstatt seiner flattern alsbald die sichtbaren Vögel herzu, die sogenannten Freunde, Gefährten und Gesellen, die man nach altdeutscher Weise, ganz im Sinne unseres Evangeliums, lustige Vögel und lockere Zeisige nennt, diese picken und zerren mit dem Schnabel ihres Witzes jedes gute Wort hinweg, ehe es noch keimen konnte.

Sind aber die starren Gemüther, die wir bisher betrachtet, immer noch eines flüchtigen Eindruckes fähig, so gibt es hingegen auch solche, die, dem Steine oder dem felsigen Boden ähnlich, jeder Einwirkung widerstehen. Die Felswand, das schroffe Gestein, welches keine Erde bedeckt, wird wohl von Regengüssen benässet, behält aber die Härte. So sind die steinharten Herzen, die, wenn sie noch so gerührt scheinen, doch nicht im geringsten sich ändern. Wie oft war der König Saul bis zu Thränen gerührt von Davids Sanftmuth und Großmuth? »er erhob seine Stimme, und sprach weinend zu ihm: du bist gerechter als ich«, dennoch machte er dem Hasse und der Verfolgung kein Ende. Sieht man zuweilen auch, nach starken Regengüssen, die

Felsen da und dort mit frischem Grün sich bekleiden, so verdorrt es doch bald zu Staube, da es bloß von der Feuchtigkeit gelebt hat, und kein Erdreich findet. Nicht unähnlich geschieht es in manchen Herzen, welche das Wort Gottes genau so lange bewahren und ehren, als es ihnen nach Wunsche geht; bei jeder Beschwerde und Versuchung aber schwinden die Keime der guten Vorsätze dahin, weil sie nicht in der Liebe Gottes gegründet, sondern auf den steinharten Boden der Selbstsucht und Eigenliebe gefallen sind.

Es gibt aber auch sehr weichen, lockern und fruchtbaren Boden, in welchem dennoch nichts Gutes keimen will, weil er von Dornengestrippe bedeckt ist. Ringsherum gedeiht vielleicht manch ein Samenkorn, was aber mitten zwischen die Dornen fällt, verkümmert. Was sind aber diese dornigten Gestrippe nach des Herrn Erklärung anders, als die Verwirrungen der Habsucht, des Eigennutzes, der Begierden? So lange diese nicht berührt werden, zeigen alle Egoisten sich gerecht und weise, sowie es sich aber um ihren eigenen Nutzen, um ihre Lieblingsleidenschaften handelt, fällt das Samenkorn des Wortes schon zwischen die Dornen hinein, und jede Mahnung ist vergeblich. So erfuhr es, nach einem bekannten Geschichtchen der Vorzeit, jener Hirte, dem ein junges Rind auf der Weide verunglückte, als es, von Bremsen verfolgt, in den rei-

ßenden Strom sich stürzte. Voll Angst eilte er zum Richter der Gemeinde, erzählte ihm, was geschehen, und bat ihn flehentlich, ihn zu schützen, damit er nicht dazu verhalten würde, dem Eigenthümer des Thieres den Verlust zu ersetzen. Der Richter tröstete ihn mit der Versicherung, ein solcher Schaden, der ohne seine Schuld entstanden, könne ihm auch nicht zur Last gelegt werden, sondern sei vom Eigenthümer zu tragen. Da faßte der Hirte Muth und sprach: Herr Richter, Ihr selber seid der Eigenthümer, Euer Kalb war es, das sich in den Strom geworfen hat! Auf diese Eröffnung war jedoch der Richter nicht gefaßt. Wie? rief er entrüstet, mein bestes Stück ist zu Grunde gegangen? gibst du so Acht auf das anvertraute Gut? Merke dir's wohl, bis auf den letzten Heller wirst du mir Ersatz leisten! — Und was sagen wohl Wir zu solchem Urtheilsspruche? O ungerechter Richter, sagen wir, wie verstehest du so gründlich, was billig und recht ist, aber sobald es deinen eigenen Vortheil oder Schaden angeht, weißt du keine Sylbe von allem, was du eben entschieden hast, denn deine ganze Wissenschaft ist zwischen die Dornen gerathen! Wollen wir ein anderes, noch grelleres Beispiel der Art? So stellen wir uns jenen berüchtigten Herodes, Fürst von Galiläa vor, und ihm gegenüber den heiligen Johannes Baptista. »Herodes, wie das Evangelium erzählt, ehrte ihn als einen gerechten und heiligen

Mann, und that Vieles, was er von ihm gehört, und hörte ihn gern.« (Marc. 6.) Es sprach etwa Johannes zu ihm: mein König, es gibt viel böse Bürger im Lande, die da trunken sind, und lästern, und ihre Kinder verwahrlosen lassen. Ich werde diese Leute züchtigen, erwiederte Herodes, und zur Ordnung zwingen. Mein König, fuhr der Gerechte fort: Unzucht und Wucher herrschen in den Städten und auf dem Lande. Wohlan, rief Herodes, dem Unfug soll gesteuert werden. — Aber, mein Herr und Gebieter, du selber gibst ein böses Beispiel, das den Sitten verderblich ist, du lebst mit der Gemahlinn deines Bruders! Da gebot Herodes ihm Stillschweigen, sein Zorn entflammte, er ließ den Redner in den Kerker werfen, aus welchem er lebend nicht mehr heraus gekommen ist. Denn das Wort und die Mahnung des Johannes hatte dießmal seine eigenen Leidenschaften getroffen, und war also unter die Dornen gefallen. Und wie viele solche Dornen gibt es nicht? Ob Sorgen um Reichthum und Gewinn, ob Gehässigkeiten und Ränke, ob Ehrsucht und Neid, ob Hang zu sinnlichen Lüsten, alle diese Ranken und Dornen nehmen das Sinnen und Denken des Menschen so gänzlich ein, daß nichts Höhers und Besseres in ihm sich gestalten kann. Wie sehr also kommt es darauf an, daß wir unser Herz bereiten und bewahren, damit das Wort und die Gnade darin gedeihen? Auch das wohlge-

pflügte Erdreich bedarf oft einer neuen Auflockerung, um nicht zu verhärten, auch von Dornengestripp gereinigt bedarf es steter Aufsicht, damit nicht neue Dornen darin Wurzel fassen. Darum, o göttlicher Säemann, der du uns das gute Saatkorn spendest, verleihe uns auch beharrliche Geduld, ihm einen guten Boden zu bereiten, und was du Gutes in uns wirkest, wolle auch gnädiglich pflegen und bewahren! Amen.

XX.

Am Sonntage Sexagesimä.

„Der Same ist das Wort Gottes.“ (Luc. 8, 11.)

Eingang.

Die evangelische Lehre oder das göttliche Wort wird von Christo nicht bloß mit dem Samen verglichen, sondern ausdrücklich ein Same genannt: »der Same ist das Wort Gottes.« Das Samenkorn, für sich betrachtet, scheint leblos und kraftlos zu seyn, aber in fruchtbarem Erdreich keimet es bald, treibet die Wurzelsprosse, die sich im Boden befestigt, und das Federchen, das über die Erde sich erhebt, und in Blätter und Blüthen sich entwickelt. So erschließet auch das Wort Gottes, geschrieben und gelesen, oder ausgesprochen und angehört, erst damals seine lebenskräftige Fülle, wenn es, im Herzen des Menschen aufgenommen, nach unten die geistige Grundfeste der Selbsterkenntniß und Demuth bildet, nach oben aber in jene göttlichen Tugenden sich entfaltet, welche dem Menschen eine himmlische Richtung und Würde verleihen. Wie nun das Samenkorn, seiner äußern Gestaltung nach unscheinbar, kleinlich und verächtlich sich ausnimmt, und

dennoch eine unbeschreibliche innere Kraft verbirgt, durch welche es sich eignet, zum Baume, zur blühenden Staude, oder zur Palme heran zu wachsen, so ist auf ähnliche Weise auch das göttliche Wort so einfach, schmucklos und unscheinbar in seinem Aeußern, als überaus mächtig es ist, den gesunkenen und sinnlichen Menschen in einen geistigen und himmlischen umzuwandeln. Und wie wir ferner überall in der großen Haushaltung der Natur gewahren, daß eine unermeßliche Menge von Samen zur Reife kommt, wovon der größte Theil, ohne irgendwo aufzukeimen, verstiebet und verschwindet, so auch ist, im Haushalt des Reiches der Gnade, das göttliche Wort überaus reichlich ausgestreuet, aber, wie es in unserm heutigen Evangelium gezeigt wird, vielleicht der größere Theil verkümmert, ohne Frucht zu bringen. In beiden diesen Aehnlichkeiten aber liegt die Ursache, warum das Wort Gottes so häufig verachtet wird. Es wird gering geschätzt um seiner Unscheinbarkeit willen; es wird gering geschätzt, weil es überall in Menge zu haben ist; allein, daß es durch beide diese Eigenschaften nur noch höheren Anspruch auf unsre Ehrerbietung habe, dieß sei der Gedanke, den wir heute beherzigen wollen. —

1.

Zur Zeit, da im Inselreiche Japan, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, das Christenthum zu blühen begann, erließ der Beherrscher von China an den Taicosama oder Oberherrn der japanischen

Lande ein Schreiben, welches auf eine eben so pomphafte Weise übersendet als aufgenommen wurde. Denn dieses Schreiben wurde auf einem mit Purpur bedeckten, von vier Pferden getragenen Thronhimmel daher geführt, welchen zahlreiche Mandarinen und andere Große des Reiches begleiteten; die Japaner aber beeiferten sich ihrerseits, es mit noch größerer Pracht und Feierlichkeit in Empfang zu nehmen, und an Ort und Stelle zu überbringen; so groß war ihre Ehrfurcht vor dem nachbarlichen Gebieter, von welchem das Sendschreiben kam. Mit welcher Ehrerbietung sollten erst die Christen jenes Sendschreiben aufnehmen und behandeln, das ihnen vom Himmel zugeschickt worden? Aus jener himmlischen Stadt, sagt Augustinus, von welcher wir bisher noch ausgeschlossen sind, ist ein Sendschreiben uns zugekommen, das uns die Regel und Weise unsres Wandels vorschreibt. Und was ist wohl anders, fragt Gregorius, die heilige Schrift, als ein Sendschreiben Gottes an seine Geschöpfe? Nun ist aber dieses Schreiben nicht ohne hohe Feierlichkeit und herrliche Begleitung zu uns gelangt. Das Gesetz des alten Bundes ward, durch den Dienst der Engel, in Blitzen und Feuerflammen geoffenbaret; die Lehren der Propheten wurden von der göttlichen Weisheit selbst ihnen eingeflößt, denn »nicht nach menschlicher Willkühr ward jemals eine Weissagung verkündet, sondern vom heiligen Geiste angehaucht und geleitet haben die Diener Gottes

geredet.« (2. Petr. 1.) Die Gebote und Unterweisungen aber des neuen Bundes hat das ewige Wort persönlich vom Himmel gebracht; die Apostel, die Martyrer, die heiligen Lehrer, die Bekenner und die Jungfrauen sind es, die in glänzenden Reihen dieß göttliche Schreiben begleiteten; mit welcher Ehrfurcht und Huldigung, mit welcher Freude und Dankbarkeit sollten nicht alle Menschen es auf- und annehmen? Es geschieht dieß aber selten genug. Und warum so selten? Theils wegen seiner geringfügigen, einfachen, schmucklosen Gestalt, um derentwillen das Wort Gottes eben einem Samen verglichen wird; theils auch wegen seines einfachen, schmucklosen Vortrags.

Wir wollen die scheinbare Kleinheit, Geringfügigkeit, Einfachheit der göttlichen Lehre, dem Raume und dem Aeußern nach, zuerst betrachten. Wie groß, nach der Blätterzahl, sind wohl die vier Evangelien, die Episteln des heiligen Paulus? Wie ansehnlich dagegen und wie bändereich die fast zahllosen Werke der geschichtlichen, lehrenden, unterhaltenden Schriftsteller? Es findet sich zwar gar oft nichts Heilsames darin, doch füllen sie ungeheure Fächer und Schränke aus. Inzwischen wollen wir bei dieser Größe, die nur im Raume sich ausdehnt, nicht verweilen. Ein hohler Kürbis ist freilich größer als die gewürzige Muscatnuß, ein mächtiger Quaderstein macht des Aufsehens mehr als ein roher Diamant. Mehr als um die Größe handelt es

sich um Ausschmuck und Farbe. Wie einfach und ungekünstelt sind nicht die Worte der Evangelien! Freilich sind sie in dieser Einfalt erhabener und schöner als alles, was Dichter und Redner jemals erfunden haben; allein eben diese himmlische Einfalt fordert auch ein einfaches Herz und ein reines Gemüth, um in ihrer Schönheit erkannt zu werden. Was sind alle moralischen Abhandlungen gegen die Rede des Herrn von den acht Seligkeiten? Was sind alle Blumen-, Zier- und Giftgärten gefühlvoller und fantastischer Romane gegen eine einzige Parabel oder Erzählung im Evangelium, wie z. B. jene vom verlornen Sohne? So wie es aber schlechthin unmöglich ist, daß ein Mensch, der eben einige Teller voll Zuckergebäcke und süßen Schaumes verschlungen hat, gleich darauf an einem Stücke derben und kräftigen Brotes Geschmack finden kann, so ist es eben so wenig denkbar, wie man nach reichlichem Genusse jener fantastisch empfindsamen Speise gleich wieder an den Worten des Ernstes, der Gerechtigkeit und Wahrheit ein Wohlgefallen haben könne. Und so wird es dann sehr erklärlich, warum das geschriebene Wort, sammt seinen schriftlichen Erklärungen, gemeinhin so unbeliebt und gering geschätzt sich zeige. Wenn jene Japaner das Sendschreiben des chinesischen Weitgebieters auf einen Thron von Gold und Purpur niederlegten, und einen glänzenden Hofstaat dabei aufstellten, so findet sich hingegen bei uns Christen das Sendschreiben

des höchsten Herrn des Weltalls etwa auf den Schränken armer Bürgersleute, oder in der Kinderstube, und in staubigen Winkeln, gar selten aber an zierlicheren Orten; und fällt das Büchlein der sonntäglichen Evangelien von Ungefähr einem Stutzer, oder einem lebenslustigen, halbaufgeklärten Handwerksgesellen, oder sonst einem der vielen Sensualisten (dem sinnlichen Leben Fröhnenden) in die Hände, so wirft er es nicht ohne Verachtung von sich. Es sind ja, meint er, nur die Evangelien!

Wenn es nun dem geschriebenen Worte so zu ergehen pflegt, welche Achtung wird dem lebendigen erwiesen werden, welches durch das Organ des Predigers den Ohren und Herzen der Christen mitgetheilt werden soll? Der Prediger, wenn er darauf Anspruch machen will, gehört zu werden, soll, wie man sagt, eines blumigen Vortrages sich befleißen. Darauf erwiedert der heilige Redner Petrus Chrysologus (zu deutsch der goldene Redner): lasset uns in unseren Worten nicht Blumen und Blümchen suchen! Wem es um die reife Frucht zu thun ist, der ergetzet sich nicht so sehr an der Anmuth grüner und blühender Felder; denn solange die Saaten grünen und blühen, ist keine Frucht noch reif! Eine höchst musterhafte Frau aus dem Orden der heil. Theresia, genannt Francisca von Jesu, hörte einem jeglichen Prediger mit aller Aufmerksamkeit und Theilnahme zu, er mochte nun Beredsamkeit besitzen oder nicht. Einst, als ein Prediger

einen sehr holprigen und schleppenden Vortrag hielt, und Francisca mit gleicher unverwandter Theilnahme ihn anhörte, während ihre Mitschwestern das Ende kaum erwarten konnten, gaben ihr diese ihre Verwunderung zu erkennen. Sie erklärte sich aber darüber auf eine sehr vernünftige Weise. Wenn etwa Jemand, sagte sie, in ferner Fremde oder an einem Verweisungsorte sich aufhält, und es werden ihm von seinen Aeltern, Geschwistern oder Freunden Briefe oder mündliche Nachrichten gebracht, so wird er sich wenig darum kümmern, ob diese Briefe sehr zierlich und kunstreich geschrieben, ob diese Nachrichten in blumiger Sprache ihm vorgetragen werden; nein, gerade umgekehrt! Schwulst und Klang und hochtrabende Worte, und dichterische Schilderungen, und was dergleichen mehr ist, werden ihm nur lästig werden; je bündiger und einfacher die Nachrichten sind, desto lieber wird er sie hören, desto freudiger wird er sie glauben! Eben so verhält es sich auch mit den Nachrichten aus dem himmlischen Vaterlande, von Gott, seiner Vorsehung, seiner Liebe, seinen Verheißungen und Geboten; was liegt soviel an den Worten, da es die Sache selbst ist, die uns am Herzen liegen soll?

Dasselbe aber, was vom Vortrage des Predigers, gilt, genau betrachtet, auch von seiner Person. Ob er von hohem oder niedrigem Wuchse sei, ob sein Angesicht ausdrucksvoll oder unschön, ja selbst ob sein eigener Wandel untadelhaft oder

nicht durchaus löblich sei, nicht so wesentlich ist dieß alles, wenn nur das Saatkorn, das er ausstreuet, mit keinem Gesäme von Unkraut vermengt ist. »Der Säeman geht aus, seinen Samen zu säen.« Der Säemann hat einen Sack um die Schulter hängen, in welchem er die Saatkörner aufbewahrt. Was liegt nun daran, ob dieser Sack von Hanf, oder von weißem Linnen ist? So sprach einst der heil. Augustinus in einem seiner Lehrvorträge: »Was bin ich anders, als der Korb oder Sack des göttlichen Säemanns? Er hat mich gewürdigt, dasjenige in mir niederzulegen, was ich unter euch ausstreue; achtet also nicht soviel auf die Armseligkeit des Korbes, als auf die Trefflichkeit des Samens, und auf die Macht und Hoheit des Säemanns!« Und in der That, was liegt an der Gestalt und Sitte des Briefträgers, wenn nur das Schreiben, das er überbringet, wichtig und erfreulich ist? Was liegt an dem Laternenträger, ob er selber blind oder bei gutem Gesichte sei, wenn nur die Laterne hell leuchtet, die er trägt? Sogar von den Schriftgelehrten des alten Bundes, so verkehrt auch diese in Sitte und Wandel waren, sprach der Herr: richtet euch nach ihren Worten, nicht aber nach ihren Werken. So ist denn folglich die Geringschätzung des göttlichen Wortes nicht zu entschuldigen, ob auch jemand auf sein unscheinbares Aeußere, oder auf Vortrag und Persönlichkeit des Predigers sich berufe, so wenig als das Weitzenkorn verächtlich ist,

weil es etwa in einem alten oder ärmlichen Sacke verwahrt wird. Soll es vielleicht aber deßhalb gering geachtet werden, weil es so häufig vorhanden ist, ganze Säcke und Vorrathskammern voll? Soll das göttliche Wort deßhalb an seinem Werthe verlieren, weil es überall in Hülle und Fülle gelehrt und gepredigt wird? Davon im zweiten Theile.

2.

In jenen frühesten Jahrhunderten der christlichen Zeit, da die Wüsteneien des Morgenlandes von zahlreichen Einsiedlern bewohnt waren, die in Gebet und Arbeit ein rauhes Leben führten, wanderten diese Einsamen an Sonn- und Festtagen viele Stunden weit, der größten Beschwerden nicht achtend, zu solchen Orten hin, wo Kirchen erbauet waren und das Wort Gottes vorgetragen wurde, obgleich sie in christlicher Weisheit und Tugend selber schon wohl begründet waren. Noch jetzt, in den ungeheuren Gebieten von Conchinchina, im fernsten Asien, eilen die Christen halbe und ganze Tagereisen weit, um eine Predigt zu hören; aber auch näher bei uns, in Gebirgen und Alpenländern, wo die Gemeinden in einzelnen und entfernten Hütten zerstreuet sind, sieht man die Landleute bei Nacht und Nebel, bei Regengüssen und Schneegestöber, über Berg und Thal und Felsenstürze wandern, damit sie die Predigt oder Christenlehre nicht versäumen. Ja es bezeuget der heil. Gregorius von Nyssa, daß die Christen seiner Zeit in die Kirchen

eilten, um das Wort Gottes zu hören, wenn es auch, bei den damaligen Verfolgungen, auf die Gefahr ankam, dafür den Martyrertod zu dulden. Was ist wohl die Ursache der großen Verschiedenheit des Eifers zwischen damals und jetzt, zwischen dort und hier? Damals, wie es im Buche der Könige von den Zeiten des Hohenpriesters Heli gesagt wird, damals war das Wort Gottes kostbar, jetzt aber nimmer, dort, in den eben genannten Gegenden und Orten, ist das Wort Gottes kostbar, nicht aber hier bei uns. Wieso kostbar, wieso nicht kostbar? Kostbar ist, was selten ist. Kostbar in Europa ist das Gold, viel kostbarer hingegen war den Bewohnern der neuen Welt das Eisen; würde das Gold in solchen Massen wie das Blei gefunden, so hätte es seine Köstlichkeit verloren. Kostbar und staunenerregend ist, was selten zum Vorschein kommt. Was ist herrlicher als die Mittagssonne? aber eine Leuchtkugel, die der Feuerwerker am Nachthimmel aufsteigen läßt, erregt doch des Aufsehens mehr. Was ist schöner und glänzender, als der Sirius? Aber ein vorübereilender Komet zieht doch die Aufmerksamkeit mehr auf sich, als alle die schimmernden Sterne der Milchstraße. Kostbar ist also das Wort Gottes vorzüglich damals und dort, wo es selten gehört wird. Die Worte Christi und der Apostel im lebendigen Vortrage sind goldene Ströme, aber wenn des Goldes zuviel zu haben ist, wird es minder geachtet. Die Sonne der Weisheit und Wahr-

heit ist das Evangelium, aber jede Leuchtkugel, jedes neue, wenn auch mit falscher Weisheit prunkende, durch schöne Schreibart schimmernde Buch macht des Aufsehens mehr, zumal, wenn die Glaubenssonne untergegangen ist, und es finster zu werden beginnt. Die heiligen Väter und Kirchenlehrer, wie Hieronymus, Augustinus, Chrysostomus, Gregorius, sind am christlichen Himmel Sterne der ersten Größe, aber jeder Komet, jeder vorüberziehende excentrische Neuigkeitslehrer wird mehr bewundert. Inzwischen, was für eine Aufgabe hat der christliche, und zwar katholische Prediger? Er soll die Wahrheiten vortragen, welche in der katholischen Kirche als ein köstliches Gut hinterlegt sind, diese Wahrheiten sind alt und neu, immer dieselben, in ihrem Wesen, oft selbst im Ausdrucke der Sprache unveränderlich; was kann, was darf er also neues und unerhörtes sagen? Bekannt ist es, wie der heilige Evangelist Johannes im hohen Greisenalter nichts anderes mehr zu predigen pflegte, als diese Worte: »meine Kindlein, liebet einander,« und wie seine Jünger des steten Einerlei's überdrüssig wurden. Würde ein Prediger, nicht zu Ephesus, sondern in unseren Zeiten und Landen, nichts anderes als die feste, ernste, ungeschmückte, einfache, christliche Wahrheit vortragen, was würde bei nicht wenigen Zuhörern für ein Erfolg sich zeigen? Dieß ist nicht schwer zu errathen. Einige werden da bleiben, andre fortgehen. Ein Theil dieser Zuhörer

wird da bleiben, aber auf welche Weise? wie jener ehrsame Bürgersmann, den sein Freund, der am Sonntage ihn besuchen kam, nicht zu Hause antraf; denn, so berichtete man ihm: der arme Mann litt die ganze Woche her an Schlaflosigkeit, kein Mittel wollte ihm helfen, da ist er denn eben in die Predigt gegangen, um zu versuchen, ob er nicht wenigstens dort ein wenig schlummern könnte. Ein andrer Theil von gewissen, schwer zu befriedigenden Zuhörern wird, bei jenem trockenen und schlichten Vortrage, seiner Wege gehen, und in dieser Hinsicht kann dasselbe sich wiederholen, was einst (vor alter Zeit) einem Prediger in den Niederlanden geschah. Es mußte dieser in einer sehr kleinen Capelle, welche kaum zweihundert Menschen faßte, einen Vortrag halten. Als man am folgenden Tage ihn fragte, was er von dem Erfolge seiner Bemühungen hielte, antwortete er: allerdings habe ich Ursache, sehr wohl zufrieden zu seyn, denn ich hatte die Freude, von mehr als dreitausend Zuhörern besucht zu werden. Man lachte über die Aeußerung, und meinte, es dürfte dieß nur eine scherzhafte Uebertreibung seyn, allein der Prediger setzte seine Behauptung in ganzem Ernste durch. Denn da die Capelle an einer großen volkreichen Straße stand, die ins Freie führte, so daß die Leute in ihren festlichen Kleidern schaarenweise vorüberzogen, um die Gärten und Belustigungsorte zu besuchen, so geschah es, daß viele

von ihnen aus Neugier sich herein drängten, um einige Augenblicke lang zu sehen und zu hören, was da vorging, und so hatte der Prediger die Zahl seiner Zuhörer keineswegs zu hoch angesetzt. Was mag er aber gepredigt haben? Wahrscheinlich etwas Altes, was von diesen dreitausend Zuhörern den Meisten schon bekannt war, sonst hätten die ersten Hunderte, die herein kamen, den folgenden nicht Platz gemacht. Und wirklich ist an dieser Begebenheit eben nichts Seltsames, sie wiederholt sich alle Tage. Die Kirchenthüren sind weit geöffnet, der Prediger steht, mit Chorrock und Stola, auf der Kanzel, und es kommt, im Vorübergehen, Einer oder der Andre herein; was für Worte hört er eben? »Niemand kann zwei Herren dienen — ihr könnet nicht zugleich Gott dienen und dem Mammon. Was nützet es dem Menschen, so er die ganze Welt gewinnt, und Schaden leidet an seiner Seele?« — Sehr wohl, denkt der neue Zuhörer bei sich, oder sagt es halblaut, damit auch Er für die nächst Umherstehenden ein Prediger werde: dieß weiß man schon, vorlängst hat man das gehört! und hiemit gehet er wieder seiner Wege.

Wie soll man aber predigen, um Theilnahme zu erwecken, und Aufmerksamkeit zu finden? Erstlich neu, sei dieß Neue auch schal oder unwahr; zweitens von aller Strenge ferne, leutselig, milde, tröstend. Soll aber zur Abwechslung auch hart und

strenge geredet werden, so geschehe dieß in derben Feldzügen und Fehden gegen den Luxus der Großen und Reichen, gegen den Geiz der Kornwucherer, gegen die Grausamkeit der Mörder und Straßenräuber; dieß wird vielen Leuten gefallen, doch wird es Niemanden etwas nützen. Endlich soll man auf keine Weise sichs beigehen lassen, lange zu predigen, weil lange und langweilig für gleichbedeutend gehalten wird. Es klaget schon der heilige Hieronymus: wenn selten gepredigt wird, so reichet es nicht hin; wird aber oft und viel gepredigt, so verliert es den Werth. So kann man auch mit gleicher Wahrheit sagen: wenn kurz gepredigt wird, so reichet es nicht hin; denn welche christliche Wahrheit läßt sich in einer Viertelstunde ausführen, erklären und anwenden? wenn man aber lange predigt, wie es in älteren Zeiten Brauch war, weit über eine, auch wohl zwei Stunden hinaus, so wird es den Zuhörern lästig. — Und so hat es demnach mit dem Vortrage der christlichen Wahrheiten so manche Beschwerden, von welchen die größte in der Geringschätzung dieser Lehren, ihrer vielfachen Wiederholung wegen besteht. Wie urtheilt aber jener Christ davon, dem es Ernst ist? Wie er das Saatkorn nicht seiner Menge wegen verachtet, sondern eben diese als das Mittel erkennet, durch Vervielfältigung der Saaten ganzen Völkern Speise zu verschaffen, so wird ihm auch das göttliche Wort um so köstlicher

und ehrwürdiger erscheinen, je mehr es in allen Sprachen, Völkern und Zeiten, von Geschlecht zu Geschlechte ausgebreitet wird, um allen Menschen, die es annehmen wollen, zur Speise des geistigen und unsterblichen Lebens zu gereichen. Wer wird je in den Irrthum gerathen, das Mysterium des Altars, den Leib des Herrn, deßwegen in geringeren Ehren zu halten, weil es nicht in Einer, sondern in tausend Kirchen zugegen ist, und von zahllosen Dienern des Altars im heiligen Opfer dargebracht wird? Nun darf man allerdings das Wort Gottes mit dem Leibe Christi vergleichen. Was scheinet euch mehr zu seyn, sagt Augustinus: das Wort Gottes oder der Leib Christi? Wenn ihr die Wahrheit sagen wollet, so werdet ihr antworten: das Wort Christi ist nicht weniger als der Leib Christi; und deßhalb, wie wir mit aller Sorgfalt den Leib des Herrn empfangen, uns wohl vorsehend, daß nichts davon auf die Erde falle, so müssen wir mit gleicher Sorgfalt darauf achten, daß das Wort des Herrn, welches uns mitgetheilt wird, nicht unsrem Geiste entfalle. Ist nicht eben dieß der volle Glanz der göttlichen Güte und Freigebigkeit, daß sie allen Menschen sich mittheilen will, und Allen es möglich gemacht hat, ihre Gaben zu empfangen? Ueberall in der katholischen Welt reicht Jesus uns seinen Leib und sein Wort, das Brot des unsterblichen und geistigen Lebens, und ist es dieser reichen Austheilung wegen minder köst-

lich? Nein, sagt der heilige Franz von Sales: darin eben zeigt sich die Herrlichkeit des himmlischen Säemanns, daß er mit vollen Händen den Samen ausstreut, damit um so sicherer Alle davon empfangen, die eines gutwilligen Herzens sind, und Niemand leer ausgehe. Darum wollen wir ewig ihm danken, und ihn preisen mit den Worten des Psalmes: »Er hat reichlich ausgestreuet, er hat den Armen gegeben, seine Glorie währet in Ewigkeit.« Amen.

XXI.

Am Sonntage Quinquagesimä.

„Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem.“ (Luc. 18, 31.)

Eingang.

Das Evangelium, das wir eben gehört, ist von der Kirche nicht umsonst für den heutigen Sonntag bestimmt worden, welcher zwischen den Tagen des Carnevals und der Faste, des Scherzes und der Buße, die Gränze oder den Wendepunct bildet. Die Kirche will durch diese Lesung für die ernsteren Pflichten der vierzigtägigen Faste uns vorbereiten. Drum zeigt sie uns zuerst die himmlische Stadt, nach welcher wir streben und verlangen sollen: »Siehe wir gehen hinauf nach Jerusalem.« Sie zeigt uns zweitens die Art und Weise, wie der Weg dahin uns gebahnet worden: »der Sohn des Menschen wird den Heiden überliefert, verspottet, gegeißelt und getödtet werden, und am dritten Tage wieder auferstehen.« Sie zeigt uns endlich die Erleuchtung des Blinden am Wege, damit wir lernen, um Licht und Erkenntniß zu flehen, um auf dem Wege nicht zu irren. Dieß sind demnach die drei Hauptpuncte

des Evangeliums: erstlich das Ziel, wornach wir streben; zweitens die Mittel, um es zu erreichen: nämlich die Theilnahme oder die persönliche Aneignung der Verdienste Christi durch Nachfolge und Antheil an seinen Leiden; drittens das göttliche Licht des Glaubens, damit wir das Ziel sehen und auch den Weg, und nicht als Blinde am Wege sitzen bleiben, sondern fürder wandeln, von Jericho nach Jerusalem. Denn auf diesem Wege von Jericho gen Jerusalem folgen wir Christo nach: auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho fallen wir den Räubern in die Hände. Wie aber das Reich Gottes und das Reich der Welt in ihren Vorschriften einander schroff entgegen sich setzen, so sagt das Evangelium: wir steigen hinauf nach Jerusalem, die Welt aber ruft: wir gehen herab nach Jericho! Denn niemals eifriger, als in dieser Carnevalszeit, predigt sie erstlich ein sehr niedriges Ziel: den Himmel auf Erden, oder die Glückseligkeit im Sinnengenusse, zweitens die gleich niedrigen Mittel, die zu diesem Ziele verhelfen, endlich drittens das irdische Licht: jene flache Weisheit, die zur Auffassung solcher Herrlichkeiten vonnöthen ist, und welche in den Evangelien Fleisch und Blut genannt wird. In solchen Gegensätzen also stehen die Sprache der Welt und jene des Evangeliums einander gegenüber und in gleichem Gegensatze ihre beiderseitigen Wege; darum auch nur nach Jerusalem hinauf, oder von Jerusalem hinab wandern die Christen; dennoch benehmen sich nicht we-

nige, als könnten sie beide diese Wanderungen zugleich machen, beide Sprachen zngleich reden, und wie es damit sich verhalte, wollen wir jetzt, unt er göttlichem Beistande, zu näherer Erkenntniß bringen, und auch an einem Beispiele aus der wirklichen Welt beleuchten.

1.

Der heilige Thomas von Villanova gedenket der Worte, mit welchen die Knechte des Caiphas den Jünger Petrus in Verwirrung setzten: »Du bist ein Galiläer, deine Sprache gibt dich zu erkennen.« Er macht aber eine ganz eigene Anwendung von diesen Worten; denn, so sagt er, einen Jeglichen gibt seine Sprache zu erkennen, und gleichwie Johannes Baptista gelehrt hat: »wer von der Erde ist, redet von der Erde«, so hat jedes Reich seine besondre Sprache und Redensweise, eine andre Sprache führen die Bürger Sions, eine andre jene der Welt. Und so lesen wir es auch in jenem Psalme der Ausgewanderten und Gefangenen: An den Strömen von Babel saßen wir und weinten, da wir Sion's gedachten, an den Weiden der Ufer ließen wir unsre Harfen hangen. Denn dort fragten uns, die uns gefangen fortgeführt, um unsre Lieder; sie sprachen zu uns: singet uns einen Lobgesang aus den Liedern von Sion. Wir aber erwiederten: wie können wir ein Lied des Herrn singen im fremden Lande? (Ps. 136.) Wie können die Bürger Jerusalems, die jetzt noch in irdischer Ferne wandeln, von ihrem Ziele und ihrer Sehnsucht reden und singen zu den Bürgern

der Welt? Sie verstehen einander nicht. Die einen denken und reden von ihrem Vaterlande, von göttlichen Dingen, von geistigen Gütern; die andren hingegen von irdischen Geschäften und Neuigkeiten, vom Handel und Wandel, vom Stand der Procente, vom Preise der Wolle, des Leders und der Colonialwaaren, von den Verirrungen und Fehlern ihrer Nächsten, von Beförderungen und Ehren, von Unterhaltungen und Ergötzungen, vom Essen und Trinken, von Lieblingsspeisen und echten Weinen, von Kleidern und Moden, zur Zeit des Carnevals aber vollends nur von Ballkleidern, Bändern, Musik und Tänzen; was haben dann die beiden in ihren Wünschen und Ansichten gemein? Wohin die einen verlangen, dahin haben die andren keine Sehnsucht; die einen betrachten sich als Fremdlinge und Pilger auf Erden, die anderen reden und handeln, als wären sie gänzlich hier zu Hause. Und diese letzteren bilden nicht bloß die große Mehrzahl, sondern sie sprechen auch deutlich sich aus, und sind daher leicht zu erkennen. Wo aber finden sich jene, woran erkennt man sie? Ihre Sprache ist im 121. Psalme bezeichnet, in Worten, welche die Kirche auch bei der heutigen Messe anwendet: »Ich habe mich erfreut darüber, daß mir gesagt ist worden: wir werden eingehen in das Haus des Herrn.« Ja dieß soll unsre Freude seyn, und keine bessere ist's, der wir bedürfen: wir hoffen dereinst, den Herrn zu schauen, und in seinem Hause ewig zu wohnen. Diese freu-

dige Hoffnung und Sehnsucht aber soll nicht vorübergehend und bloß wie im Fluge seyn, sondern in unserem Innersten ruhend; denn, so heißt es in eben jenem Psalme: »unsre Füße stehen in deinen Vorhöfen, o Jerusalem!« Unsre Neigungen, unsre Wünsche, unsre Wege sind dort hinauf gewendet, unser Aufenthalt aber ist in den Vorhöfen des himmlischen Sion, in der heiligen Kirche auf Erden. Unser Wandel, sagt der Apostel, ist im Himmel, wo Christus zur Rechten des Vaters thronet. In jenen leuchtenden Hallen, wo die seligen Geister sich erfreuen, sind der Wohnungen viele, denn »gleich einer Stadt wird Jerusalem erbauet; dort hinauf sind die Schaaren des Herrn gestiegen, um seinen Namen zu preisen.«

Wenn ein verunglückter Schiffer von einer Klippe des Meeres gerettet, oder ein Gefangener von Kerker und Ketten befreit sich sieht, wie wird er dann nicht freudig dahin eilen über Berge und Felsen, durch Wüsten und Einöden, den Frost, die Hitze, den Hunger, die Gefahr nicht achtend, um seine Heimath, seine Aeltern, seine Freunde wieder zu finden? Ihn hält auch der Anblick der schönsten Städte und Landschaften nicht auf, nicht die Bequemlichkeiten oder die Feste und Spiele der Städte, die er durchwandern muß, alles dieses kann ihn nicht fesseln, sein Vaterland ziehet ihn, dorthin ist sein Verlangen. »Wir haben uns erfreuet, rufet der Christ, an der Kunde: daß wir eingehen werden in das Haus

des Herrn. Lasset uns beeifern, ruft Paulus, in diese Ruhe einzugehn! lasset die zukünftige Heimath uns suchen! Auf welchem Wege? Auf keinem andern, als welchen Jesus vorangegangen. Nicht zwar auf jenem der Geißeln, der Kreuzbelastung und Kreuzigung, doch aber unfehlbar durch mancherlei Splitterrichtereien, Verspottungen, Mühsale und Leiden, durch manche freiwillige Entsagung, und in ernster Gesinnung, die stets nach dem heiligen Ziele hingewendet bleibt. Allein eben diese Worte von Kreuz und Entsagung sind es, die den Kindern der Welt, uns Menschen überhaupt, von der alten Adamsseite her, gar übel behagen, dergestalt, daß wir wenigstens zwischen den Herrlichkeiten der Welt, die wir sehen, und jenen des Himmels, die wir einigermaßen glauben, zaghaft und schwankend mitten inne stehn, an beiden unsern Antheil nicht verlieren und unsre Lebenszeit zwischen beiden ein- und austheilen möchten. Wie dieß geschehe, und wie wenig eine solche mechanische Eintheilung dem wahren christlichen Leben entspreche, wollen wir im Spiegel eines Geschichtchens aus älterer Zeit uns vor Augen führen.

2.

Ein angesehner französischer Edelmann, der seiner Tapferkeit wegen berühmt war, wurde, da er eben in auswärtigen Diensten sich befand, vom Tode hinweg genommen, und sogleich begab einer seiner Freunde sich auf den Weg, um der Witwe — der

Berichterstatter nennt sie Flaminia — die Trauerpost zu hinterbringen. Auf der weiten Reise hatte er Zeit genug, um über die Weise nachzudenken, wie er die Unglückliche vorbereiten, und die Schreckensnachricht allmählich ihr beibringen möchte, um nicht durch zu rasche Mittheilung ihr Leben in Gefahr zu setzen. Er kam nach Paris, er suchte ihre Wohnung auf, dort erfuhr er, daß Flaminia eben auf dem Balle sei. Unverzüglich begab er sich hin; als einem ansehnlichen Fremden ward ihm der Eintritt nicht versagt, er fragte nach Flaminia, allein diese, die Seele und Königinn des Festes, war eben in eine kunstvolle Tanzparthie verflochten, und je mehr der Unglücksbote die Zierlichkeit und Gewandtheit der schimmernden Tänzerinn bewunderte, desto härter fiel ihm auch die Aufgabe, sie aus solcher Fülle des Glanzes und der Freude in die Tiefe der Betrübniß versetzen zu müssen. Als die Quadrille geendigt war, näherte er sich sehr bangen Herzens der hochgefeierten Tänzerinn, und sagte ihr mit zitternder Stimme, daß er ihr eine Nachricht zu geben hätte, die noch geheim zu halten wäre, und daher nur an einem etwas einsamern Orte sich mittheilen ließe. Befremdet verfügte sich Flaminia in einen Nebensaal, wo er, nach der wohl voraus bedachten Weise, mit zögernden Worten, jedoch nicht fähig, seine Thränen zurück zu halten, von dem betrübten Ereignisse sie in Kenntniß setzte; wie groß aber war sein Staunen, als er sehen mußte, wie die Witwe

zwar, als sie vom Krankseyn ihres Gemahles hörte, in einige Bewegung gerieth, als sie von drohender Gefahr hörte, starr ihn anblickte, und endlich, da ihr vom bereits erfolgten Tode die Kunde ward, einige Thränen vergoß, sogleich aber mit Macht sich zusammen nahm, ihrem Antlitz die Glätte der Heiterkeit wieder gab, und den Hiobsboten aufs angelegentlichste ersuchte, für jetzt noch die Sache nicht laut werden zu lassen. Denn, sagte sie, die Zeit des Carnevals ist noch mitten im Flore, und Sie haben Gelegenheit gehabt, sich selbst zu überzeugen, wie unentbehrlich meine geringe Person bei allen Festlichkeiten sei; überdieß ist für die nächste Woche ein herrliches Ballet vorbereitet *), in welchem gerade ich den Hauptpart auszuführen habe. Als ein Mann von Bildung und Einsicht mögen Sie selbst entscheiden, wie höchst unthunlich es sei, mich von diesem Feste zurück zu ziehen, und so das Ganze zu zerrütten! Der Fremde, obwohl nicht weniger staunend als entrüstet, gab doch sein Ehrenwort, bis zur festgesetzten Zeit das Geheimniß zu bewahren. Er ließ den Carneval vorüber rauschen; erst als alle Festlichkeiten zu Ende gegangen, am Aschermittwoch, erschien er verabredeter Maßen in ihrem Vorzimmer, ließ sich melden, und trug ihr, in Ge-

*) Orpheus und Euridice. Das Ballet ward am Hofe von Versailles gegeben, und die Dame hatte die Euridice vorzustellen.

genwart einiger ihrer Freundinnen, die ganze Trauergeschichte noch einmal vor. Ach, welche Seufzer hoben sich da aus ihrer Brust, welches Angstgeschrei stieß sie aus! Todtenblässe überzog ihre Wangen, kraftlos sank sie dahin; sie mußte eilends aufs Lager getragen werden, wo sie nur dazu sich erholte, um in Strömen von Thränen auszubrechen. — Hier endigt unsre Historie, wie der biedere Petrus Firmianus (ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts) sie erzählt, und wer wird sich darüber wundern? Wer gegen das Benehmen dieser lebenslustigen Witwe sich entrüstet, der weiß vielleicht nicht, daß dieselbe Geschichte, in einer höhern Beziehung, nur allzu häufig sich wiederholt, bei solchen Christen nämlich, die auf eine sehr entschiedene Weise ihre Zeiten eintheilen, die sie für Welt- und Gottesdienst bestimmt haben. Sie sind etwa im Glauben nicht irre, sie wissen auch, daß ihre Seelen auf geistige Weise Christo vermählt sind; denn was ist in Christo andres, als eine Vermählung der unerschaffenen göttlichen Wesenheit mit der erschaffenen und menschlichen? Inzwischen haben sie ihre Zeiträume oder Jahresabtheilungen, wo sie ihres Herrn und Erlösers so wenig als gar nicht gedenken, und erzählt man von ihm, so ist dieß eine oft gehörte Neuigkeit, die zu verschiedenen Zeiten auch einen höchst verschiedenen Eindruck macht. Denn wollte man einmal den (freilich seltsamen) Versuch wagen, einen solchen Weltling aufzusuchen, da er eben im Kreise

der Festlichkeiten und fröhlichen Unterhaltungen herumschwebt, und ihm ins Ohr zu flüstern: dein Herr und Erlöser ist für dich gestorben, damit du für ihn lebest, und nicht im sinnlichen Wahne untergehest: so wird er, wenn er anders sanftmüthig genug ist, und noch einigen Glauben bewahrt, erwiedern: du hast allerdings die Wahrheit gesagt, und der Gegenstand ist meiner Aufmerksamkeit, auch wohl der ernsten Beherzigung werth, doch ists dermalen an der Zeit nicht, von so trüben Dingen zu reden; komme, wenn du willst, am Aschermittwoch wieder, wenn die öffentlichen Belustigungen zu Ende gegangen, alsdann wird man sich einige christliche Gedanken und Uebungen gern gefallen lassen. Und so scheint es den Augen der Welt, als ob das ernstlichere christliche Leben, und was man Gebet und Buße nennt, rein für die vierzig Tage der Faste zu verschieben sei. Allein in solche Rubriken und maschinenmäßige Fächer läßt sich die lebendige Gesinnung des Christen nicht einschachteln, und wer die Liebe Christi und die Bemühungen für sein Heil in solche Termine verweiset, der verräth schon, daß das Wort des Glaubens in seinem Herzen kein lebendiges, sondern ein starres Wort sei. Es wird aber in den Psalmen ganz anders von diesem Worte gelehret: »Lobe, Jerusalem den Herrn, lobe deinen Gott, o Sion, der seine Rede zur Erde sendet, überaus schnell gehet sein Wort dahin. Er sendet sein Wort aus, und das Eis zerschmilzt, sein Geist

hauchet, und die Gewässer fließen.« Die göttliche Liebe duldet das Starre nicht, sie kennet keine mechanische Eintheilung des Lebens in Zeiträume, die dem höhern geistigen Streben, und in solche, die rein der Eitelkeit und Lust gehören. Die Liebe Gottes soll das Leben unseres Lebens seyn, und jeder Moment unsrer irdischen Zeit nach dem ewigen Ziele hin sich bewegen. Und da im irdischen Leben kein Stillstand möglich, da hier alles in fortwährender Bewegung ist, und wir Sterblichen also nichts als Wanderer sind, so entsteht die Frage: wir, die wir immerfort im Gehen sind, wohin richten wir die Wanderung? gehen wir hinauf nach Jerusalem? wandeln wir mit Jesu? Sollen wir diesem Wege wirklich treu bleiben, so müssen wir auch unverwandt auf unsern Führer sehen, und uns von den Lockungen der Welt nicht irre machen lassen. Denn dieß, ruft der Apostel, sage ich euch: die Zeit ist kurz; es bleibet uns also nichts übrig, als daß diejenigen, die da weinen, so sich verhalten, als weinten sie nicht, und die sich freuen, als freueten sie sich nicht, und die da kaufen, als besäßen sie nichts, und die dieser Welt sich gebrauchen, als brauchten sie sie nicht, denn die Gestalt dieser Welt geht vorüber.« Es bleibt uns also, die wir mitten in der Welt leben, und durch die vergängliche Welt hindurch nach unvergänglichem Ziele wandeln, nichts übrig, als daß diejenigen, welche die Unterhaltungen des Carnevals mitmachen, durch Bewahrung

des innern Ernstes und der Gottesfurcht sich so verhalten, als machten sie nichts mit, und die sich zierlich kleiden, so wenig Werth darauf setzen, als wären sie nicht zierlich gekleidet, und die an der Herrlichkeit der Welt Antheil haben, so wenig darin sich vertiefen, als hätten sie keinen Antheil daran. Denn die Gestalt dieser Welt geht vorüber, und die unwiederbringliche Zeit mit ihr, aber auch Jesus geht vorüber, in jedem Augenblicke der Zeit seine Gnade anbietend, und wer ihn nicht anruft, und von ihm empfängt, und ihm nachfolgt, was für eine Frucht hat ein solcher von seiner Lebenszeit? Jesus geht vorüber, und der Blinde ruft: Sohn Davids erbarme dich meiner. Der Blinde gehet oder hüpfet vorüber, und Jesus stehet am Wege und ruft: du Menschensohn, erbarme dich deiner. O Herr, erleuchte unsre Finsternisse! Amen.

Inhalt.

		Seite
I.	Am ersten Sonntage nach Epiphania . . .	1
II.	» » » » » . . .	19
III.	» » » » » . . .	34
IV.	» » » » » . . .	48
V.	Am zweiten Sonntage nach Epiphania . .	58
VI.	Am Feste des heil. Namens Jesu	71
VII.	» » » » » . . .	84
VIII.	Am dritten Sonntage nach Epiphania . . .	94
IX.	Am vierten » » » . . .	108
X.	» » » » » . . .	120
XI.	Am fünften » » » . . .	131
XII.	» » » » » . . .	146
XIII.	Am sechsten » » » . . .	160
XIV.	» » » » » . . .	174
XV.	Am Sonntage Septuagesimä	186
XVI.	» » » » » . . .	198
XVII.	» » » » » . . .	212
XVIII.	» » Sexagesimä	225
XIX.	» » » » » . . .	237
XX.	» » » » » . . .	250
XXI.	Am Sonntage Quinquagesimä	266

Wien, 1831.
Druck und Verlag von J. P. Sollinger.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Veith, Johann Emanuel,

Homiletische Vorträge für Sonn- und Festtage

Bd.: 2

1831

Bamberg, Staatsbibliothek -- Th.hom.o.283(1#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11777812-4